

Zum Inhalt des Heftes

Die von Rudolf Steiner in der «Deutschen National-Litteratur» herausgegebenen und kommentierten *Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes* liegen nunmehr in 5 Bänden als fotomechanischer Nachdruck der Erstauflage von 1883–1897 vor. In seiner Autobiographie «Mein Lebensgang» hat Rudolf Steiner mehrfach betont, welche große Bedeutung die Arbeit an dieser Edition, zu der noch seine Mitarbeit an der Weimarer Sophien-Ausgabe 1891–1894 hinzukam, für seinen ganzen Werdegang hatte. Der Methode Goethes legte er für «dasjenige, was man Erforschung des Geisteslebens oder überhaupt in streng wissenschaftlichem Sinne Erforschung des Weltgeschehens nennen könnte»,* entscheidenden Wert bei. Er wies darauf hin, daß das Erkennen für Goethe nicht ein Kombinieren von Begriffen war, sondern aus einem lebendigen Denken erwuchs, das sich zur geistigen Anschauung hin bewegte. Das widerstrebt freilich dem abstrakten Kausaldenken, das in der konventionellen Wissenschaft den Ton angibt. Noch heute wird behauptet, Rudolf Steiner habe mit seiner Deutung Goethes ein spekulatives System entwickelt. In Wirklichkeit sah er seine Aufgabe ja gerade darin, Goethe aus dessen eigener Wesensart heraus zu erklären. Beispielhaft ist dafür der Aufsatz von 1884 «*Goethes Recht in der Naturwissenschaft. Eine Rettung*». In dem vorliegenden Heft erscheint nun eine *ungedruckte Fassung* dieses Aufsatzes. Sie geht noch ausführlicher auf die vom Positivismus ignorierte schöpferische Kraft des Geistes ein, die für das Genie gleichermaßen die Quelle seiner Ideen wie seines künstlerischen Schaffens ist.

Seine geisteswissenschaftliche Forschung grenzte Rudolf Steiner 1904 mit dem Buch «*Theosophie. Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung*», das jetzt als *Taschenbuch* neuaufgelegt wurde, gegen die Lehren der indisch-englischen Theosophie ab. Es kennzeichnet die Kontinuität in seinem Gesamtwerk, daß das erste Kapitel an Goethe anknüpft. Im Schlußkapitel beschreibt er den *Pfad*, der zur höheren Erkenntnis führt. Hierzu liegt ein *Entwurf* vor, der in diesem Heft erstmals veröffentlicht wird.

In der 1975 erschienenen *deutsch-englischen Ausgabe der «Theosophie»* ist die *Vorrede Rudolf Steiners* zur ersten englischen Auflage der Neu-Ausgabe von 1922 in englischer Sprache abgedruckt. Da es wesentlich ist, zu sehen, wie Rudolf Steiner eine andere Volksseele, in diesem Fall die englische angesprochen hat, wird dem Leser hier der deutsche Originaltext Rudolf Steiners zugänglich gemacht.

Die Beiträge zu «Mein Lebensgang» werden mit dem Abdruck von Briefen eines weiteren Jugendfreundes Rudolf Steiners fortgesetzt. Der Problematik der mechanisierten Musik ist eine Untersuchung gewidmet, der die Neuauflage des Bandes «Das Wesen des Musikalischen» erhöhtes Interesse verleiht. Den Abschluß bilden zwei Ausstellungsberichte.

8

* Siehe den Vortrag «Goethe als Vater der Geisteswissenschaft», Berlin, 21. Februar 1918, in «Das Ewige in der Menschenseele. Unsterblichkeit und Freiheit», Bibl.-Nr. 67, Gesamtausgabe 1962.

1

Rudolf Steiner

Goethes Recht in der Naturwissenschaft

Eine bisher unveröffentlichte Fassung des Aufsatzes von 1884

Vorbemerkung: Rudolf Steiner veröffentlichte im Juni 1884 in der Abendausgabe der «Deutschen Zeitung» in Wien einen Beitrag mit dem Titel «Goethes Recht in der Naturwissenschaft. Eine Rettung»*. Er hatte in dem vorangegangenen Jahr den ersten Band von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften in Kürschners «Deutscher National-Litteratur» herausgegeben und beschäftigte sich bereits mit dem Vorhaben, das er in seiner 1886 veröffentlichten Schrift «Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung mit besonderer Rücksicht auf Schiller» verwirklichte.

Im Archiv der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung befindet sich nun als Notizbucheintragung (Nb 220) eine ausführlichere Fassung des genannten Aufsatzes. Abweichend von diesem geht sie ausdrücklich auf das Wesen des Genies und seine Bedeutung für die Wissenschaften ein, ein Thema, das Rudolf Steiner ein Jahr später, bereits als Mitarbeiter im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, unter erweitertem Aspekt in dem Aufsatz «Gedanken zu dem handschriftlichen Nachlasse Goethes» in der «Chronik des Wiener Goethe-Vereins» 1891, V. Band, 6. Jahrgang Nr. 2 behandelt**. Offenbar handelt es sich bei der vorliegenden Aufzeichnung, die hier zum ersten Male veröffentlicht wird, um eine Vorstudie zu dem Aufsatz in der «Deutschen Zeitung». Der einleitende Absatz nimmt den in der Skizze selbst ausgeführten Gedanken über das Wesen des Genies vorweg. g/fr

In der Wissenschaft gesteht man der eigentlichen genialen Naturanlage keine besondere Bedeutung zu. Man gibt höchstens zu, daß es dem Blicke des Genies gelingt, die Zusammenhänge der Naturkräfte auszuspähen; für die Gestaltung des Weltbildes, das wir in der Wissenschaft suchen, hält man es aber nicht für maßgebend. Der Einfluß des Genies auf die Wissenschaft soll aber nur ein historischer, kein sachlicher sein.

*

Was die Epoche der Bildung, in der wir leben, von anderen unterscheidet, weist auf den Namen Goethe zurück. Er hat ihr das Gepräge gegeben. In ihm sieht deutsche Dichtung unseres Jahrhunderts ein Ideal, dem zuzustreben ist; mit dem an seinen Schriften gewonnenen Blick betrachten wir die Antike; mit ebendenselben Blicke ist es den Deutschen gelungen, Shakespeares Genius zu enträtseln. Von ihm

* Siehe «Methodische Grundlagen der Anthroposophie. 1884–1901. Gesammelte Aufsätze zur Philosophie, Naturwissenschaft, Ästhetik und Seelenkunde», Bibl.-Nr. 30, Gesamtausgabe 1961, S. 227 ff.

** a. a. O. S. 302 ff.

gehen alle Radian deutschen Geisteslebens aus. Dieses herrliche Bild des großen Genius wird uns aber durch einen dunklen Punkt getrübt, der mit der über dasselbe sich breitenen Helle in unbefriedigender Disharmonie steht. Der vollen, rückhaltslosen Verehrung Goethes auf allen Gebieten des Geistes steht die zweifelhafte Stellung gegenüber, in die man seine naturwissenschaftlichen Leistungen versetzt.

Von der absoluten Abweisung derselben, die ihnen noch zu Goethes Lebzeiten und lange nach seinem Tode zuteil wurde, ist man heute zwar zurückgekommen, und man gesteht ihnen mit Ausnahme des physikalischen Teiles der Farbenlehre, gegenüber der man sich noch immer vollständig ablehnend verhält, doch einige Bedeutung zu. Geht man aber näher ein auf das Urteil, welches die moderne Naturwissenschaft über sie fällt, so wird man sich nicht verhehlen können, daß die Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen Goethes doch auf ganz anderen Voraussetzungen beruht als die seiner übrigen Wirksamkeit und dieser letzteren durchaus nicht ebenbürtig ist.

Diejenigen, welche am weitesten in der Wertschätzung Goethes in wissenschaftlicher Beziehung gehen, geben zu, daß die Naturanschauung Goethes auf Ideen beruht, welche auch der modernen Wissenschaft der Organismen – der Darwin-Haeckelschen Entwicklungslehre etwa – zu Grund liegen. Niemand kann aber bestreiten, daß diese moderne Wissenschaft ihren Ursprung durchaus nicht in Goethes Anschauung zu suchen hat. Sein Einfluß auf dieselbe ist kein merklicher. Und wenn man in neuerer Zeit behauptet hat, daß die moderne Entwicklungslehre den heutigen Stand auch ohne Goethe erreicht hätte, so ist dies durchaus nicht in Abrede zu stellen. Man kann somit seinen Bestrebungen durchaus nicht die Kraft beimessen, welche nötig war, um die Ideen, die denselben zu Grunde lagen, zur wissenschaftlichen Überzeugung zu erheben.

Den Grund dieser Tatsache sucht man darin, daß Goethe zwar die Zusammenhänge innerhalb der organischen Wesensreihen sich ganz im Sinne der Entwicklungstheorie gedacht habe, daß er aber bis zu denjenigen Prinzipien nicht hindurchgedrungen ist, welche uns diese Art des Zusammenhanges begreiflich machen. Goethe habe die Weltanschauung Darwins vorausgeahnt, ohne daß er zugleich eine Erklärung derselben hätte geben können. Ohne diese Erklärung erscheint eben die Entwicklungslehre als eine willkürliche Hypothese.

Hierinnen liegt aber der Unterschied der Wertschätzung von Goethes wissenschaftlichen Leistungen von der seiner übrigen Schriften. Durch die letzteren hat er eine neue Epoche *geschaffen*. Den ersteren fehlt aber gerade das, was sie zum Ausgangspunkte einer neuen Epoche machen würde. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen, eine wissenschaftliche Weltanschauung, ohne eine prinzipielle Begründung, entbehrt jeder Art von Berechtigung, kommt nur einer Reihe unbegründeter Einfälle gleich. Eine solche Anschauung entbehrt jenes Merkmales, durch welches sie überzeugend wirken könnte, der inneren Vollkommenheit, der Abgeschlossenheit in sich selbst.

Man sollte glauben, daß bei einer solchen Grundverschiedenheit des Einflusses der beiden Richtungen Goethes auf die Nachwelt – desjenigen, den seine künstlerischen und dessen, den seine wissenschaftlichen Leistungen haben – auch der Ursprung derselben auf zwei ganz verschiedene Anlagen des Goetheschen Geistes zurückzuführen sein sollte.

Es drängt sich die Frage auf: welcher Grund ist es, der Goethe in der einen Richtung es bis zur höchsten Vollendung bringen ließ, während er ihn in der andern nötigte, da stehen zu bleiben, wo er für sein wissenschaftliches Gebäude die Stützen hätte anbringen sollen? Warum auf dem einen Gebiete die höchste Vollendung, während auf dem andern gerade das fehlt, was zur Vollendung nötig ist? Sonst ist es vielmehr die Aufgabe des Genies, die Prinzipien anzugeben, und es ist dann Sache der untergeordneten Geister, die weiteren Folgerungen zu ziehen.

Es scheint uns, als wenn nun diese Prinzipien bei Goethe keineswegs fehlen würden, daß man aber bisher nur den Weg nicht gefunden hat, auf dem man zu ihnen gelangt.

Das Hauptkennzeichen aller Ansichten Goethes geht schließlich darauf zurück, daß er alles, was unser Urteil über einen Gegenstand der Außenwelt bestimmen soll, im Bereiche dieses letzteren selbst sucht. Nichts Fremdartiges, von außen Hergenommenes läßt er bei einem solchen Urteile zu.

Wir können dies in seinen ethischen, ästhetischen und auch in seinen wissenschaftlichen Beurteilungen von Ereignissen oder Gegenständen verfolgen. In «Dichtung und Wahrheit» sagt er gelegentlich einer Erklärung seiner Neigung zum Inkognito: es sei hier nicht die Rede von Gegenständen, insoferne sie lobens- oder tadelnswürdig sind, sondern insoferne sie sich ereignen können. Ein Urteil darüber, ob etwas lobens- oder tadelnswert ist, setzt ein ethisches Vorbild voraus, nach dem man einen Gegenstand schätzt. Ein solches Vorbild aber weist Goethe ab, weil es doch nicht den Ereignissen selbst entnommen ist, sondern von außen hineingetragen. Seine Beurteilung sucht nur das in den Ereignissen selbst Liegende, was uns erklärlich macht, daß sie so gekommen sind, wie sie es eben sind. Belege für diese Richtung seines Geistes wird man in seinen Werken unzählige finden. Man kann sagen, Goethe urteilt nicht *über* die Gegenstände der Außenwelt, sondern er betrachtet sie in solchen Verhältnissen, wo sie die Erklärung, die unser wissenschaftliches Bedürfnis fordert, selbst aussprechen. Er urteilt *in* den Gegenständen.

Wissen und Glauben

Goethes Ansichten über das Organische sind auf dieses Prinzip zurückzuführen. Es widerspricht demselben sowohl die Ansicht der Zweckursachen, welche zur Zeit Goethes noch fast alle Welt vertrat, als auch die Annahme, daß die Lebewesen auf mechanische Ursachen zurückzuführen seien. Die erstere Ansicht kommt darauf hinaus, daß ein organisches Wesen eine solche Einrichtung hat, die wir uns nach den bloß physikalischen Gesetzen nicht erklären können, die Bestandteile desselben sind in einer Verbindung und Wechselwirkung, in die sie nie treten würden,

wenn sie bloß den sie beherrschenden mechanisch-physikalischen Kräften gehorchen würden. Da nun diese Kräfte die einzigen sind, welche unserem Erkennen zugänglich sind, so ist uns die Einrichtung der Organismen nur dann erklärlich, wenn wir annehmen, daß ein äußeres Prinzip dieselben nach einem vorher bedachten Plane aufbaut, so daß diese Einrichtung eine zweckmäßige wird. Die Theologie fand in dieser Lehre eine Hauptstütze der Religion, einen Beweis für das Dasein Gottes, und Kant erteilte derselben die philosophische Sanktion. Goethes Grundprinzip widersprach sie, weil sie zur Erklärung des Organismus zu etwas Zuflucht nahm, was außerhalb des Organismus lag. Er mußte fordern, daß im Bereiche des letzteren selbst alle jene Elemente liegen, die uns denselben begreiflich machen. Haben die Lebewesen einige zweckmäßige Einrichtung, so muß sich innerhalb ihrer selbst etwas finden lassen, aus dem diese Einrichtung folgt. Gegen Link [*H. F. Link*, *Elementa philosophiae botanicae*, 1824], der die organischen Naturanschauungen durch teleologische Prinzipien erklären will, sagt Goethe: «Der Verfasser, ein umsichtiger Botaniker, erklärt die physiologischen Phänomene nach teleologischen Ansichten, welche die unsrigen nicht sind noch sein können.» An Schiller schrieb er am 6. Januar 1798: «Sie wissen, wie sehr ich am Begriff der Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach innen hänge.»

Ebensowenig wie die teleologische war aber die mechanische Ansicht der Lebewesen mit seinem Grundprinzip vereinbar. Der Grund ist ganz derselbe. Auch diese Anschauung erklärt den Organismus nicht nach solchen Gesetzen, die *ihm* eigen, gleichsam eingeboren sind, sondern sie läßt ihn beherrscht erscheinen von Kräften, die in der unorganischen Natur wirksam sind. Er wollte das Organische nicht aus dem Unorganischen, sondern aus sich selbst erklären. Schon in seiner Jugend wies er die Zurückführung des ganzen Universums auf mechanische Gesetze zurück, wie er dies in «*Dichtung und Wahrheit*» in bezug auf das *Systeme de la nature* schildert. «System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren!» Er sieht sich enttäuscht. «Eine Materie sollte sein von Ewigkeit und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dies alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahl, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur, oder als *höhere Natur* in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.» Dasselbe drückt folgender Ausspruch Goethes aus: «Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten; weshalb wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist.» – Dies zum Belege, daß Goethe die Teleologie und die mechanische Weltanschauung als gleich ungenügend fand, das Organische zu erklären.

Von einer wahrhaften Wissenschaft des Organischen forderte er, daß sie den Begriff des Organischen und die Wirkengesetze des Lebens im Geiste erschafft, wie einst Galilei die Gesetze der mechanischen Natur geschaffen hat. Das ist aber die Aufgabe des Genies. Goethe hebt in der Farbenlehre hervor, daß dem Genie «ein Fall für tausend gelte», und bewundert es an Galilei, daß er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Jede Erweiterung der Wissenschaft hängt eben davon ab, daß wir das System unserer Begriffe erweitern, denn dadurch schaffen wir in einem uns dunklen Erscheinungsgebiete Licht. Ohne Galileis Gesetze kann man die schwingende Bewegung der Körper, die Fall- und Wurfbewegung noch so lange beobachten, sie werden uns nicht verständlich. Das bloße Beschreiben der Phänomene genügt nicht. Es handelt sich darum, daß unser Geist imstande ist, einen Begriff zu schaffen, welcher uns eine Erscheinung verständlich macht. Dazu gehört aber schöpferische Kraft. Es ist ja die Eigenheit des Genies, daß aus seinem Innern das Begriffliche nicht als das graue, inhaltlich leere Allgemeine – die graue Theorie –, sondern als ein in sich Gesättigtes, Inhaltvolles hervorquillt und Ideen schafft, welche die Außenwelt für unseren Geist verständlich machen.

In unserer Zeit verkennt man freilich die Notwendigkeit dieser schöpferischen Kraft des Genies für die Wissenschaft. Es hängt dies damit zusammen, daß man die letztere eigentlich für nichts weiter als ein Abbild, eine Photographie der Wirklichkeit hält, bezüglich deren man als Hauptforderung die Treue zu stellen hat. Ein solches «naturgetreues» Abbild zusammenzulesen ist vor allem dasjenige berufen, was man den «gesunden Menschenverstand» nennt. Einer solchen Ansicht gegenüber erscheinen die inhaltvollen Ideen des Genies natürlich als eine Fälschung der Erfahrung, als «Begriffsdichtung».

Das Genie hat für sie überhaupt eine sehr kleine Aufgabe. Es kann höchstens durch einen divinitorischen Blick die Entdeckung irgend eines Naturgesetzes beschleunigen, es kann früher finden, worauf die Geschichte der Wissenschaft ohne es über kurz oder lang auch hätte kommen müssen. Daß aber das Genie auch für die Fassung des Inhaltes eines Naturgesetzes irgend eine Bedeutung hätte, davon kann nach ihr nicht die Rede sein. Man fühlt sich dieser Anschauung gegenüber wohl zur Frage gedrängt: wozu überhaupt eine Wissenschaft, wenn sie nichts weiter bieten soll als ein Konterfei der Erfahrung. Warum geben wir uns nicht zufrieden mit der bloßen Anschauung? – Die Geschichte der Wissenschaften und auch die heutige Wissenschaft selbst widerlegt diese Anschauung. Aller Fortschritt der Wissenschaft beruht auf der schöpferischen Kraft der Menschen. Die Naturgesetze sind nicht Gegenstand der unmittelbaren Erfahrung, sie sind Geschöpfe des menschlichen Geistes. In die Reihe derjenigen, welche der Wissenschaft wirklich durch Schöpfung neuer Ideen ein Gebiet erobert haben, gehört Goethe. Das, was er auf dem Gebiete der organischen Natur Typus nennt, ist für die letztere das, was Galileis mechanische Grundprinzipien sind.

Nur die konsequente Ausbildung der oben dargelegten Grundanschauung von

der Notwendigkeit, jedes Naturobjekt aus sich selbst zu erklären, führte Goethe zu diesem Typusgedanken. Aber auf derselben Grundrichtung seines Geistes beruht auch seine Sendung als Dichter. Als solcher hatte er die Aufgabe, die unmittelbare Wirklichkeit in Poesie zu verwandeln. Diese unmittelbare Wirklichkeit als solche genügt einem gewissen höheren Bedürfnisse des Menschen nicht mehr.

Der Verlauf der Erscheinungen hat etwas, welches uns nicht mehr befriedigen kann. Der Zufall spielt eine Rolle und führt Konstellationen in der Wirklichkeit herbei, die unsere Vernunft nicht befriedigen. Goethe empfand dies mehr als irgend jemand. Er spricht gar oft von dem «niederträchtigen» Zufall, und meint damit, daß irgend ein Ereignis einen Ausgang nimmt, den es nicht nehmen würde, wenn in der Welt bloß die Notwendigkeit der Vernunft herrschen würde. Über das unmittelbar Erfahrene hinaus zu einer befriedigenden Ansicht der Dinge zu kommen, ist seine Sendung in der Dichtung wie in der Wissenschaft. «Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz» («Dichtung und Wahrheit» II, 9. Buch, und Schröers Ausgabe der Dramen S. 117), «daß man es mit dem Firnis der Fiktion wieder auffrischen muß.» Dabei aber geht er auch in der Dichtung nie über das dem Menschen Gegebene hinaus, so daß Merck von ihm sagen konnte, er suche dem *Wirklichen* eine poetische Gestalt zu geben, indem die andern das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen suchen, was nichts als dummes Zeug gebe. Wir sehen, Goethes ganze Sendung beruht eigentlich darauf, das Notwendige, unseren Geist befriedigende innerhalb der Wirklichkeit selbst zu suchen. Aber auch seine Tätigkeit auf dem Felde der unorganischen Natur beruht auf derselben Anlage seines Geistes.

Im Organismus haben wir ein Zentrales, ein von Innen heraus Wirkendes in den Erscheinungen, und auf dieses hat man loszugehen, um zu einer befriedigenden Erklärung derselben zu gelangen. In der unorganischen Natur aber ist ein solches Zentrales nicht vorhanden, alle Wirkungen sind hier auf die äußeren Einwirkungen, räumlich-zeitliche Bedingungen usw. zurückzuführen. Es erscheint hier fast unmöglich, etwas anderes als eine bloße Photographie zu liefern, wenn man über das Wirkliche nicht hinausgehen will. Und dennoch fordert Goethe mit aller Energie, auch hier strenge innerhalb des Gegebenen selbst die Prinzipien zur Erklärung der Erscheinungen zu suchen. «Das Höchste wäre zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist.» Um Goethe von dieser Seite kennen zu lernen, ist vor allem notwendig zu erwägen, was Goethe der *Versuch* (das Experiment) ist. Ein Phänomen der unorganischen Natur resultiert aus der Wechselwirkung der Qualitäten, die Raum und Zeit erfüllen, aus der Wechselwirkung von Stoffen und Kräften. Die Bedingungen zu dem Verlaufe eines Phänomenes liegen in der Natur der in Wechselwirkung tretenden Objekte und in der Konstellation, in der sie sich infolge ihres Ortes im Raume und in der Zeit befinden. Dieses letztere ist nun etwas zu der Natur der Objekte rein Hinzugekommenes. Die Phänomene enthalten so immer einen Faktor, welcher uns hindert, sie als eine *notwendige* Folge der vorhandenen Objekte zu erklären. Diesen Faktor der unmittelbaren Erfahrung zu beseitigen hat

nach Goethe der Versuch. Der letztere soll die Objekte der Sinnenwelt in eine solche gegenseitige Abhängigkeit bringen, daß wir ein bestimmtes Ereignis als die *notwendige* Folge der vorhandenen Objekte einzusehn vermögen. Alles dasjenige, welches das *ursprüngliche* gegenseitige Verhalten derselben modifiziert, soll der Versuch beseitigen. Ein Phänomen, das auf diese Weise zustande kommt, nennt Goethe ein Urphänomen. Dem Urphänomen der Physik korrespondiert in der Mathematik das Axiom. Dies letztere hat ja auch keine andere Aufgabe als uns die Beziehungen von einfachen Raumgrößen in einer solchen Weise zu zeigen, daß uns deren Zusammenhang unmittelbar ohne weitere Deduktion begreiflich ist. Das ganze mathematische Lehrgebäude ist ja nichts als eine Komplizierung der Axiome. Analog will Goethe die Physik gestalten. Sie soll ein System sein, welches durch eine Komplikation der Urphänomene entsteht und so die innere Notwendigkeit in der Art seines Aufbaues hat. Jedes Phänomen der Erfahrung finden wir in dem Systeme der Wissenschaft wieder, nur nicht in jener zufälligen Konstellation, in der es uns in der äußern Natur entgegentritt, sondern in einem systematischen Ganzen, aus dem es seinem Verlaufe nach vollständig begreiflich gefunden werden kann. Theorie ist Goethe nichts weiter als *höhere* Erfahrung, aber eben *höhere* Erfahrung, bei welcher alle Einzelheiten in einem von der Vernunft geforderten Zusammenhange stehn. «Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstande innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird.» (Sprüche in Prosa N. 906.)

Stellen wir jetzt die Frage, ob Goethes Naturanschauung wirklich die grundlegenden Prinzipien mangeln und ob sie sich deshalb als unvollendet, unabgeschlossen, der Begründung bedürftig erweist? Die vorhergehenden Blätter zeigen auf das bestimmteste, daß dies nicht der Fall ist. Die Grundlagen zu Goethes naturwissenschaftlichen Ansichten sind die bestimmtesten, die sich denken lassen und sie sind *identisch mit denen, welche die ganze Richtung seines Wirkens bestimmen*. Seine Anschauung trägt sich selbst und durfte nicht ihre Begründung von einer späteren Zeit erwarten. Was ihr allein fehlte, war, die gegebenen Gesichtspunkte auf alle Gebiete der Erscheinungswelt anzuwenden.

Daß man der Goetheschen Weltansicht die in sich selbst begründete Garantie bestritt, hat seinen Grund darinnen, daß man es bisher überhaupt unterließ, seine wissenschaftlichen Bestrebungen mit seinem ganzen Wesen im Zusammenhange zu betrachten. Die Mehrzahl seiner Behauptungen aber ist ohne eine solche Betrachtungsweise gar nicht verständlich, und es ist leicht ihnen dann einen falschen Sinn beizulegen. Wenn wir nun von der Goetheschen auf die moderne Naturansicht blicken, deren Prophet er gewesen ist, so müssen wir denn freilich gestehen, daß seine Ausgangspunkte wesentlich andere gewesen sind. Die moderne Naturanschauung wuchs aus dem Bedürfnisse heraus, das gesamte Universum durch *mechanische Kausalität* zu erklären. Man glaubte die Erklärung der Natur nur dann zu einer einheitlichen machen zu können, wenn man die Gesetze, die das Unorganische beherrschen, auch auf das Organische ausdehnen kann. Wir sehen, daß diese Ansicht von einer Voraussetzung ausgeht, die Goethe ablehnte.

Schon daraus geht hervor, daß die Ähnlichkeit einer Behauptung Goethes mit einer solchen der mechanischen Naturerklärung nur eine äußerliche sein kann, und daß es durchaus nötig ist, bis auf die ursprünglichsten Axiome Goethes zurückzugehen, wenn man den wahren Sinn seiner Behauptungen erkennen will. Daraus wird es aber auch klar, woraus sich jenes Mißverständnis entwickelt hat, welches wir in bezug auf die Anerkennung von Goethe als wissenschaftlicher Denker oben gekennzeichnet haben. Es ist eine gewisse, und man muß zugeben, weitgehende Übereinstimmung der Naturansicht Goethes mit der modernen Naturlehre vorhanden; Goethe geht aber von ganz anderen Voraussetzungen aus als diese. Weil man aber die letzteren Voraussetzungen nicht als wirkliche wissenschaftliche ansah, weil man ihnen die Kraft, eine Naturansicht zu begründen, absprach, folgte man: Goethe haben die Prinzipien zu seiner Naturanschauung überhaupt gefehlt, während ihm doch nur jene fehlten, die die mechanische Erklärung des Universums beherrschen. —

Goethes Naturansicht stellt sich somit als ein seine Begründung in sich selbst tragendes Ganzes dar, das nur aus sich selbst begriffen werden kann. Durch das Zusammenwerfen mit andern Theorien gerät sie in eine schiefe Stellung.

Soll man aber ein Urteil über ihren Einfluß auf die Gestaltung der Wissenschaft abgeben, so muß man denselben in der Tat als einen sehr geringen bezeichnen, und es bleibt der Zukunft anheimgestellt, ob es ihr gelingt, durch die in ihr selbst liegende Kraft dem wissenschaftlichen Bedürfnisse der Menschheit mehr denn andere Naturerklärungen zu genügen, und ob ihr so einst noch ein fruchtbarer Einfluss auf die Entwicklung des menschlichen Denkens gegönnt sein wird, als dies bisher der Fall war.

Rudolf Steiner

Der Pfad der Erkenntnis

Ein Entwurf zum V. Kapitel der ersten Auflage der «Theosophie»

Vorbemerkung: Die nachstehenden Aufzeichnungen von Rudolf Steiner sind nicht datiert, stammen jedoch mit Sicherheit aus dem Jahre 1904. Dies ergibt sich erstens aus dem Inhalt selbst, zweitens aus einer auf dem ersten Blatt befindlichen kurzen Notiz, die sich auf die Reise von Rudolf Steiner und Marie von Sivers zu Ostern 1904 nach Lugano bezieht. Der Text stimmt mit den entsprechenden Passagen des V. Kapitels der 1904 erschienenen ersten Auflage des Buches «Theosophie» weitgehend und vielfach wörtlich überein. In dieser ersten Auflage enthält das Buch noch der theosophischen Terminologie entnommene Bezeichnungen, die in Klammern neben die eigenen Begriffsbestimmungen Rudolf Steiners gesetzt sind. Damit wollte er denjenigen Lesern, die noch an die alte orientalische Ausdrucksweise der theosophischen Bewegung gewohnt waren, das Verständnis erleichtern. In dem vorliegenden Entwurf ist von diesem Hilfsmittel, auf das in den folgenden Auflagen ab 1908 ganz verzichtet wird, nur an einer Stelle Gebrauch gemacht. Beginnend mit der 1910 erschienenen dritten Auflage wird im Zusammenhang mit der Frage einer weiteren Schilderung des «Pfades» auf die «Geheimwissenschaft, welche die Fortsetzung des Buches bildet», hingewiesen. g

Findet der Erkenntnissucher durch die Beobachtung der dargestellten Regeln die Möglichkeit, seine seelischen Eigenschaften so auszugestalten, daß er nicht allein um seiner selbst willen in ihnen lebt, sondern daß sie ihm die Organe sind, durch die er die Welt um sich her wahrnimmt, dann wird eine gewisse Sicherheit und Ruhe in seine Seele einziehen. Eine große Lust wird ihn nicht jauchzen machen, sondern ihm die Verkünderin sein von Vorgängen; sie wird ihn ruhig lassen und durch die Ruhe in ihm die Eigenschaft des lustbringenden Wesens einströmen lassen; ein Schmerz wird ihn nicht durch die Betrübnis ganz erfüllen, sondern ihm sagen, welche Merkmale das schmerzverursachende Wesen hat. Wie von dem Auge die Farbe, so gelassen wird von der Seele die Eigenschaft hingegenommen, die Schmerz verursacht. Dies ist der Zustand des *Gleichgewichts*, in den der Erkenntnissuchende kommen muß. Je weniger Lust und Schmerz in ihm selbst wogen und Wellen schlagen, desto mehr werden sie die Augen für die äußere Welt. So lange der Mensch *in* Lust und Leid lebt, so lange erkennt er nicht durch sie; wenn er durch sie zu leben lernt, wenn er sein Selbstgefühl aus ihnen herauszieht, dann werden sie seine Organe, dann sieht, dann *erkennt* er durch sie.

So lange man persönlich mit der Welt lebt, so lange enthüllen die Dinge auch nur das, was sie mit unserer Persönlichkeit verknüpft. Das aber ist ihr Vergäng-

liches. Ziehen wir uns selbst von unserem Vergänglichem zurück, und leben wir mit unserem Selbstgefühl, mit unserem «Ich» in unserem Bleibenden, dann werden die vergänglichen Teile an uns zu Vermittlern; und was sich dann durch sie enthüllt, ist das Unvergängliche, das Ewige an den Dingen. Dieses Verhältnis seines Ewigen zum Ewigen in den Dingen muß bei dem Pfadsucher hergestellt sein. Schon bevor er andere Übungen der beschriebenen Art aufnimmt, und auch während derselben soll er seinen Sinn auf dieses Unvergängliche hinlenken. Wenn ich einen Stein, eine Pflanze, ein Tier, einen Menschen sehe, soll ich eingedenk sein, daß sich in alledem ein Ewiges ausspricht. Ich soll mich fragen: was lebt als Bleibendes in dem vergänglichen Stein, in dem vergänglichen Menschen? Man soll nicht glauben, daß solches Hinlenken des Geistes zum Ewigen die hingebungsvolle Betrachtung und den Sinn für die Eigenschaften, für die Schönheiten des Alltags in uns austilgt und uns der unmittelbaren Wirklichkeit entfremdet. Im Gegenteil. Jedes Blatt, jedes Käferchen wird uns unzählige Geheimnisse enthüllen, wenn unser Auge nicht nur, sondern durch unser Auge unser Geist darauf gerichtet ist. Jedes Glitzern, jede Farbennuance, jeder Tonfall wird den Sinnen lebhaft und wahrnehmbar bleiben, nichts wird verloren gehen; nur Unendliches gewonnen werden. Und wer nicht mit dem Auge das Kleinste wie der Künstler zu *beobachten* versucht, wird auch nur zu blassen, blutleeren Gedanken, nicht aber zu geistigem Schauen kommen. – Es hängt von der *Gesinnung* ab, die wir uns nach dieser Richtung erwerben. Wie weit wir es bringen, das wird an unseren Fähigkeiten liegen. Richte deinen Sinn auf das Bleibende, das muß dir zunächst genügen. Dann warte, was Dir gegeben wird. – Durchdringen wir uns mit solcher Gesinnung, dann wird diese auch auf unser ganzes Fühlen und Empfinden übergehen. Wir lernen ein Ding nur mehr in der Beziehung wichtig oder unwichtig nehmen, als wir sein Verhältnis zu einem Bleibenden, Ewigen erkannt haben. Wir kommen zu einer anderen Schätzung der Welt um uns her. Unser Gefühl paßt sich in einer andern Weise der Umwelt an. Das Vergängliche zieht uns nicht mehr in derselben Weise wie früher an, sondern nur als ein Gleichnis des Ewigen; und das Ewige selbst wird von uns geliebt und gepflegt. Auch dadurch werden wir nicht dem Leben entfremdet, sondern wir lernen nur ein jegliches Ding in seiner wahren Bedeutung schätzen. Selbst der eitle Tand des Lebens geht uns nicht verloren; wir lernen nur erkennen, welchen Wert er für das sinnlich-wirkliche Leben hat, wir verlieren uns nicht an ihn, sondern sehen ihn im rechten Lichte. Der wäre nur ein schlechter Erkennender, der in Wolkenhöhen wandeln wollte und das Leben vergäße; er wird vielmehr von der Gipfelhöhe des Erkennens durch die klare Übersicht und die rechte Empfindung für alles, ein jegliches Ding an seinen Platz stellen.

Das alles liefert uns den Weg, nicht mehr den auf uns einstürmenden äußeren Anlässen zu folgen, sondern der inneren Richtung, die wir durch die Erkenntnis gewinnen. Wir verhalten uns zu einem Vorfall nicht wie früher, da dieser Vorfall das Bestimmende war, sondern so, daß wir unserem Verhalten zu ihm die Richtung nach dem Erkennen, nach dem Wissen, das wir in uns tragen, geben. Wir

lassen uns nicht mehr von außen treiben; wir werden Treibende durch das in uns wirkende Ewige der Dinge. Wir haben die Fähigkeit der *Freiheit* erlangt. Den Willen, *frei* zu sein, in sich das Ewige zu pflegen, auf daß er auf diesem Ewigen in sich als auf einer festen Grundlage seines ganzen Seins stehen kann, das ist eine der bedeutungsvollsten Eigenschaften, die der Erkenntnissucher in sich ausbilden soll. –

Es beginnt nach diesen Übungen die Fähigkeit sich zu entwickeln, den Weg des eigentlichen Schülers (Chelas) zu betreten. Der Mensch hat *sich* in sich gefunden. Es beginnt in seinem Inneren hell zu werden. Und in diese Helligkeit, die er sich bereitet hat, kann nun das Licht selbst hineinscheinen, das von der Sonne der Erkenntnis kommt. Eine Stätte hat der Mensch in sich bereitet, in die von den Sphären des Ewigen der Strom des Lichtes einfließen kann. Ganz Gefäß ist der Mensch geworden und Umhüllung für den Inhalt, der in ihn sich ergießen will. Fortan stört kein Eigensinn, kein Eigenwille dieses in ihm pulsierende Leben des Ewigen. *Durch ihn* strömt dieses Ewige, aus ihm spricht dieses Ewige, in seine Empfindungen, Gefühle, Gedanken strömt es ein. Die ewigen Gesetze und das ewige Leben, das in den Dingen ist, ist auch in ihm. Er hat sich als Persönlichkeit verloren, und als höherer Mensch gefunden. *Bote* der höheren Welten ist er geworden. Als solcher berühren ihn nicht die Dinge der Welt. –

Die Schilderung des weiteren Pfades kann hier nicht gegeben werden. Er hat nur für den Bedeutung, der so in sich begriffen hat, was das bisher Geschilderte bedeutet, daß er nicht anders kann, als es beobachten. Dann *wird* er erst diesen höheren Pfad suchen können.

Rudolf Steiner

Vorrede zur englischen Ausgabe der «Theosophie»

Vorbemerkung: In der deutsch-englischen Ausgabe des Buches «Theosophie», Dornach und London 1975, ist dem Originaltext der 19. Auflage 1973 in der Gesamtausgabe der Text der vierten englischen Ausgabe, London 1970, gegenübergestellt. Damit ist das gleiche Verfahren angewendet wie in der deutsch-französischen Ausgabe der «Vier Mysteriendramen», Editions Triades, Paris 1967. Dem Leser der fremdsprachigen Ausgabe wird so die Möglichkeit gegeben, vergleichend auf den Originaltext von Rudolf Steiner zurückzugreifen.

Die Vorreden von Rudolf Steiner zur Neu-Ausgabe 1922 und zur 9., 6. und 3. Auflage der «Theosophie» sind in der deutsch-englischen Ausgabe im deutschen Text übernommen, dagegen ist seine Vorrede zur 1. Auflage der englischen Übersetzung der Neu-Ausgabe 1922 nur in englischer Übersetzung abgedruckt. Da Rudolf Steiner in dieser Vorrede die allgemeinen Bedingungen für eine Darstellung übersinnlicher Zusammenhänge begründet, so daß sie auch für den deutschen Leser bedeutungsvoll ist, wird hier der im Archiv der Nachlaßverwaltung befindliche Originaltext von Rudolf Steiner wiedergegeben.

8

Dieses Buch ist durch mich von Auflage zu Auflage einer sorgfältigen Durcharbeitung unterzogen worden. Der sachliche Inhalt der ersten Auflage ist zwar unverändert geblieben; aber ich habe in einzelnen Teilen versucht, die Ausdrucksweise immer bestimmter dem Inhalt der geistigen Anschauung anzupassen. Insbesondere ist das versucht worden für das Kapitel von den wiederholten Erdenleben und dem Schicksal (Karma).

Darstellungen der übersinnlichen Welt müssen anders gehalten sein als solche der sinnlichen. Sie wenden sich in anderer Art an den Leser. Sie fordern diesen auf, mit dem Autor im Gedanken viel stärker mitzuarbeiten, indem gelesen wird. Der Autor bedarf dieser Mitarbeit in einem viel höheren Grade als der Darsteller von Gebieten der sinnlichen Welt. Vielleicht werden manche Beurteiler tadeln, daß ich dieser Anforderung an die Charakteristik der übersinnlichen Welt in ganz besonderem Maße versucht habe zu gehorchen. Aber die geistige Welt hat nicht solche bestimmte Konturen wie die physische, und wer durch seine Darstellung den Schein erweckt, als ob dieses der Fall wäre, der beschreibt etwas Unrichtiges. Es muß der Stil in der Charakteristik der beweglichen, fließenden geistigen Tatsachenwelt nachfolgen.

Innere Wahrheit für Schilderungen der geistigen Welt kann nur das haben, welches auch in beweglichen, fließenden Vorstellungen sich ausspricht. Der besondere Charakter der geistigen Welt muß sich auch auf diese Vorstellungen übertragen. Wenn man den Maßstab anlegt, den man von der Charakteristik der sinn-

13

lichen Welt gewöhnt ist, wird man sich schwer in diese andere Art, zu beschreiben, hineinfinden.

Die übersinnliche Welt muß von dem Menschen in innerer Seelenarbeit erreicht werden. Sie hätte keinen Wert, wenn sie vor dem Bewußtsein fertig ausgebreitet läge. Sie würde sich dann von der sinnlichen nicht unterscheiden. Es muß ihrer Erkenntnis die Sehnsucht vorangehen, dasjenige zu finden, was tiefer im Dasein verborgen ist als die Kräfte der sinnlich-wahrnehmbaren Welt. Diese Sehnsucht gehört zu den vorbereitenden Erlebnissen für die Erkenntnis der übersinnlichen Welt. Wie eine Blüte nicht ohne die Wurzel sein kann, so hat die übersinnliche Erkenntnis kein wahres Leben ohne diese Sehnsucht.

Aber ein Irrtum wäre es, zu glauben, daß aus dieser Sehnsucht die Vorstellungen der übersinnlichen Welt wie eine Illusion entstehen. Wie die Lunge nicht die Luft hervorbringt, nach welcher sie Sehnsucht hat, so bringt die menschliche Seele aus ihrer Sehnsucht nicht die Vorstellungen der übersinnlichen Welt hervor. Aber sie hat diese Sehnsucht, weil sie nach der übersinnlichen Welt hin organisiert ist wie die Lunge nach der Luft.

Es kann Menschen geben, die sagen, diese übersinnliche Welt kann nur eine Bedeutung haben für diejenigen, die schon die Fähigkeit haben, sie wahrzunehmen. Doch dieses ist nicht so. Man braucht kein Maler zu sein, um die Schönheit eines Bildes zu empfinden. Aber man kann es nur malen, wenn man Maler ist. Ebenso wenig braucht man ein Forscher im Übersinnlichen zu sein, um die Wahrheit der übersinnlichen Ergebnisse zu beurteilen. Ein Forscher muß man nur sein, um sie aufzufinden. Dies ist im Prinzip richtig; doch wird in dem letzten Kapitel dieses Buches – und in andern meiner Bücher ganz ausführlich – die Methode angegeben, durch die man zum Forscher werden kann und dadurch auch in die Lage versetzt wird, das Erforschte nachzuprüfen.

Rudolf Steiner

Briefe an Rudolf Steiner (IV)

Weitere Beiträge zu «Mein Lebensgang»

Josef Köck

Im folgenden setzen wir die in den Nummern 49/50, 51/52, 54 dieser Blätter begonnenen Beiträge zu «Mein Lebensgang», im besonderen zu Kapitel IV, fort. In diesem Kapitel erwähnt Rudolf Steiner verschiedene Jugendfreunde, die liebevoll charakterisiert werden. Es war zunächst von Emil Schönaich und Rudolf Ronsperger die Rede. Ein dritter junger Mann aus seinem Bekanntschaftskreis wird folgendermaßen vorgestellt:

«Da muß ich besonders eines Freundes gedenken, der schon in Wiener-Neustadt mein Mitschüler war. Während dieser Zeit stand er mir aber ferne. Erst in Wien, wo er mich zuerst öfters besuchte und wo er später als Beamter lebte, trat er mir nahe. Er hatte aber doch, ohne eine äußere Beziehung, schon in Wiener-Neustadt eine Bedeutung für mein Leben gehabt. Ich war mit ihm einmal gemeinsam in einer Turnstunde. Er ließ, während er turnte und ich nichts zu tun hatte, ein Buch neben mir liegen. Es war Heines Buch über «Die romantische Schule» und «Die Geschichte der Philosophie in Deutschland». Ich tat einen Blick hinein. Das wurde zum Anlaß, daß ich das Buch selber las. Ich empfand viele Anregungen daraus, stand aber in einem intensiven Widerspruch zu der Art, wie Heine den mir nahestehenden Lebensinhalt behandelte. In der Anschauung einer Denkungsart und einer Gefühlsrichtung, die der in mir sich ausbildenden völlig entgegengesetzt war, lag eine starke Anregung zur Selbstbesinnung auf die innere Lebensorientierung, die mir, nach meinen Seelenanlagen, notwendig war.

In Anlehnung an das Buch sprach ich dann mit dem Mitschüler. Dabei kam das innere Leben seiner Seele zum Vorschein, das dann später zur Begründung einer dauerhaften Freundschaft führte. Er war ein verschlossener Mensch, der sich nur Wenigen mitteilte. Die meisten hielten ihn für einen Sonderling. Den Wenigen gegenüber, denen er sich mitteilen wollte, wurde er namentlich in Briefen sehr gesprächig. Er nahm sich als einen durch innere Veranlagung zum Dichter berufenen Menschen. Er war der Ansicht, daß er einen großen Reichtum in seiner Seele trug. Er hatte dabei auch die Neigung, sich in Beziehungen zu ändern, namentlich weiblichen Persönlichkeiten mehr hineinzuträumen, als diese Beziehungen äußerlich wirklich anzuknüpfen. Zuweilen war er einer solchen Anknüpfung nahe, konnte sie aber doch nicht zum wirklichen Erleben bringen. In Gesprächen mit mir lebte er dann seine Träume mit einer Innigkeit und Begeisterung durch, als wenn sie Wirklichkeiten wären. Dabei konnte nicht ausbleiben, daß er bittere Gefühle hatte, wenn die Träume immer wieder zerrannen.

Das ergab ein seelisches Leben bei ihm, das mit seinem Außendasein nicht das

geringste zu tun hatte. Und dieses Leben war ihm wieder der Gegenstand quälender Selbstbetrachtungen, deren Spiegelbild in vielen Briefen an mich und in Gesprächen enthalten war. So schrieb er mir einmal eine lange Auseinandersetzung darüber, wie ihm das kleinste wie das größte Erlebnis innerlich zum Symbol würde und wie er mit solchen Symbolen lebte.

Ich liebte diesen Freund, und in Liebe ging ich auf seine Träume ein, obgleich ich stets im Zusammensein mit ihm das Gefühl hatte: wir bewegen uns in den Wolken und haben keinen Boden. Das war für mich, der ich mich unablässig bemühte, gerade die festen Stützen des Lebens in der Erkenntnis zu suchen, ein eigenartiges Erleben. Ich mußte immer wieder aus der eigenen Wesenheit herausschlüpfen und wie in eine andere Haut hinüberspringen, wenn ich diesem Freunde gegenüberstand. Er lebte gerne mit mir; er stellte auch zuweilen weitausgreifende theoretische Betrachtungen über die «Verschiedenheit unserer Naturen» an. Er ahnte kaum, wie wenig unsere Gedanken zusammenklangen, weil die Freundesgesinnung über alle Gedanken hinwegführte.»

Auch von diesem Freund befinden sich einige Dokumente im Archiv der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung; Briefe, Brieffragmente, ein Bild. Letzteres zeigt einen ziemlich schönen Kopf mit lockigem, vollem braunen Haar und einem etwas träumerischen Gesichtsausdruck. Die Schrift ist zugleich schwungvoll und voll kleiner Haken, die Endungen und Unterschrift zum Teil mit großen Schnörkeln.

Der Name dieses Mannes ist Josef Köck. Mit Schönauich und Ronsperger hat er gemeinsam die Hinneigung zur Dichtung und Literatur, einen schwärmerischen Idealismus, eine leidenschaftliche Teilnahme an der politischen Lage des Deutschlands im alten Österreich, sowie die schmerzliche Dürftigkeit der materiellen Existenz. Im Gegensatz zu den anderen war Köck ein einsamer und in sich verschlossener Mensch. Aber auch er ist Rudolf Steiner aufs innigste zugetan, der ihm, wie auch den anderen Freunden, eine Verbindung mit einer Welt schuf, an die heranzukommen ihm mit eigenen Kräften nicht gegeben war. Wie Rudolf Steiner selbst diese ungleichen Freundschaften empfand, hat er in «Mein Lebensgang» geschildert. In den Briefen der Freunde erleben wir das schmerzliche Sehnsuchtsvolle, das in den Seelen der anderen lebte, und können feststellen, daß jeder auf seine Art das Einmalige von Rudolf Steiners Persönlichkeit klar empfand und zum Ausdruck brachte. Diese Tatsache gibt auch den wenig substantiellen, vorwiegend gefühlvollen Auslassungen von Köck etwas Ansprechendes, weil auch durch sie ein wahres Zeugnis abgelegt wird. Wie das der Freunde, die wir bereits kennengelernt haben, war auch sein Schicksal ein tragisches.

C. S. Picht, der gewissermaßen der erste «Lebensgang-Forscher» war, hat nach Rudolf Steiners Tod manche Verbindungen angeknüpft, die uns Kenntnis vermitteln von Rudolf Steiners Jugend (siehe «Beiträge» Nr. 49/50, Seite 45). Ein weiterer Jugendfreund, mit dem er in Verbindung getreten ist, Rudolf Schober, hat ihm über Josef Köck die folgende Mitteilung gemacht:

«Er war aus sehr kleinen Verhältnissen heraus. Sein Vater war sogenannter «Verschieber» am Wiener-Neustädter Frachtenbahnhof. Köck war von großer Be-

gabung, allein sehr schwerhörig und infolgedessen verschlossen und menschenscheu. Wir waren in einer Klasse und enge Freunde. Da infolge der geringen Schülerzahl in den beiden oberen Klassen der Turnunterricht gemeinsam war, so ergab sich hierdurch die Gelegenheit, mit dem um ein Jahr älteren Rudolf Steiner bekannt zu werden. – Weltverdrossenheit, ferner unglückliche Liebe und vielleicht auch unter dem Einfluß des Eindruckes, welchen das traurige Geschick eines vertrauten Freundes auf ihn machte, beging er die Torheit, am Schlusse des Schuljahres freiwillig zum Militär zu gehen. Infolge seiner Schwerhörigkeit ging es ihm dort sehr schlecht; er machte auch zwei Vergiftungsversuche und wurde dann in eine Kanzlei der Möllersdorfer Munitionsfabrik nächst Wiener-Neustadt gesteckt. Als er zurückkam, wollte er als Privatschüler die letzte Realschulklasse nachtragen. Allein die dreijährige Militärzeit hatte ihn zu sehr aus dem Geleise herausgebracht, und nach einem halben Jahre erkannte er die Undurchführbarkeit seines Vorhabens. Zum Glück gelang es ihm damals, eine eben frei gewordene Beamtenstelle beim Postamt W. N.* zu erhalten. Er war später beim Fahrdienst der Linie Wien-Triest zugeteilt. Vor etwa 25 Jahren wurde er auf der Dienstreise mit dem Nachtschnellzug von einem schweren Eisenbahnunfall betroffen. Der Beamte einer kleinen Haltestelle hatte vergessen, die Weiche richtig zu stellen, und der mit voller Geschwindigkeit fahrende Zug kam zur Entgleisung. Der Postwagen wurde zertrümmert, und durch das ausströmende Leuchtgas in Brand gesteckt. Köck konnte sich zwar retten, allein der ihm zugeteilte Unterbeamte war in den verbogenen Eigenteilen eingeklemmt und fand den Tod in den Flammen. Dieser schreckliche Vorfall machte auf Köck einen verheerenden Eindruck. Er erlitt einen schweren Nervenschock und wurde als dauernd dienstunfähig in den Ruhestand übernommen. Er lebte in Salzburg und ist dort vor zwei Jahren gestorben. Er hatte dort geheiratet und dürfte eine größere Korrespondenz mit Rudolf Steiner hinterlassen haben.»

Josef Köck, Postbeamter i. R. ist am 23. IV. 1918 gestorben; seine Gattin verübte am 9. IX. 1921 Selbstmord. (Paß- und Meldeamt, Salzburg, 27. IV. 1926.)

Es besteht Grund zur Annahme, daß die ersten drei in «Briefe I» veröffentlichten Briefe Rudolf Steiners («An einen Freund») an Köck gerichtet sind. Die drei Briefe sind offenbar an dieselbe Person gerichtet. Dafür, daß es sich um Köck handelt, spricht u. a. der Passus über Heine im Brief vom 13. Januar 1881 (vgl. dazu Rudolf Steiners Erwähnung von Heine im Zusammenhang mit Köck in dem oben wiedergegebenen Abschnitt aus «Mein Lebensgang»).

Es folgen nun einige Briefe von Köck. Die Interpunktion, weil sehr charakteristisch, wird originalgetreu wiedergegeben.

[undatiert. Wahrscheinlich
Anfang der achtziger Jahre]

Lieber Freund!

Die nationale Sache beschäftigt mich derart, daß sie alles andere in den Hintergrund treten läßt – und darum schreibe ich Dir schon wieder. Am liebsten wäre es mir, wenn ich Dich dahier hätte, um mich mit Dir darüber besprechen zu können.

* Wiener-Neustadt.

Ich möchte wissen, ob unser Plan möglich oder nicht möglich ist. – Ist er überhaupt möglich, so fürchte ich, daß das nur während einer sehr kurzen Zeit der Fall ist, denn wir stehen mehr oder minder vor einem Staatsstreich, das Ministerium kann stürzen – und welche Männer werden sich dann finden, welche nach den jetzigen Ministern den Mut haben, ihre Position zu besetzen. Und so drängt sich alles nach der Sistierung der Verfassung – in welcher dem öffentlichen Leben gar kein Raum gestattet und für ein Unternehmen wie das unsere gar keine Möglichkeit ist. Wird dieses ja schon durch den Lärm, den eine Subskription erregt, gefährdet!

Wenn also etwas geschehen soll, so muß es bald geschehen. Ich bin bereit, meine Stellung aufzugeben und alles zu tun, was man von mir verlangt, sobald nur der leiseste Schimmer eines Gelingens vorhanden. Wenn es nachträglich scheitert, was liegt daran, wenn ich zugrunde gehe – ich bin ja nur ein Sandkorn der Menschheit – ein einzelnes Wesen, das schließlich auch verschwindet, ob es nun den Äther durchglüht oder in dunklen Stunden hinstirbt.

Gerne möchte ich eine kleine Arbeit zustandebringen, die Bewegung nähren, bevor ich etwas anderes beginne. Ich brauche Dich durchaus dazu. Es handelt sich um eine kleine Flugschrift, das Deutschtum betreffend. Sie soll die Lage desselben jedem zum Bewußtsein bringen – Stellung nehmen zu den Fragen des Tages – Deutscher Club, Zweiteilung Böhmens etc. – Ich liebe die Form des scharf pointierten Dialogs – in ihr läßt sich philosophische Klarheit mit dichterischer Diktion vereinen. Arbeiten wir diese Form gemeinsam durch – es kommt dadurch ein gewisses Intuitives hinein – ein begeisterter Epilog soll's würdig schließen.

Wir müssen einen Katechismus für den Deutsch-Österreicher schaffen! – Wenn Du mir sofort die Fragen, ich Dir sofort die Antworten [sende], Du mir diese verbessert wiederschickst und wir sie noch feilen und schleifen, so muß innerhalb einer Woche ein wahres Muster einer politischen Schrift daraus werden, die in vierzehn Tagen gedruckt erscheinen kann – Stimmung machend, vielleicht auch unser Werk fördernd.

Ich bitte Dich, ediere die Fichteschen Reden an die deutsche Nation und wandle sie für uns Deutsch-Österreicher um.

Neben mir liegt eine Pallas Athene mit einem mächtigen Bauch. Es ist das Titelblatt eines tschechischen Sprachbuchs. Ich muß lachen! Ich bitte Dich, wie kommt die Göttin zu dem großen Bauch und zu der tschechischen Nation?

Immer Dein alter Josef

6. 5. 1884

Lieber Freund!

Goethe, welcher sich in einem ärmlichen ehemals vergoldet gewesenen Rahmen über meinem Tische befindet, lächelt heute so schalkhaft, mit einem solch liebenswürdigen, sanften Zuge um die Lippen – oh ich weiß, er ist zufrieden mit meinem Beginnen, zufrieden mit meiner Stimmung, aus der diese Zeilen hervorgehen.

Einen der schönsten Tage meines Lebens darf sich wohl dieser jüngst verfllossene Sonntag nennen – erlaube mir zu sagen, daß erst jetzt wir vollkommen, vollständig verbunden sind – früher trat wohl so manches Störende, das einem jeden von uns

rätselhaft, sonderbar, unerklärlich vorgekommen sein mußte, zwischen uns – an diesem Tage aber lagen unsere Herzen offen – mein Freund, ich danke Dir für diese goldenen Worte, die ich da lesen durfte in diesem schönen Buche.

Der Spötter Schober, der schnöde Schober macht sich heute lustig – bei Gott! ich glaube, der wird noch einmal der rechte Herr Philister werden, der nur glauben kann, man kann sich nur betrinken, um betrunken zu sein, ergo dessen die Trunkenheit als Hauptsache ansieht – was war es denn bei uns? Ich ignoriere alles, was aus dem Stoffe hervorgegangen – bei mir ist dies alles nur Schnörkel, zufällige phantastische Schnörkel – Hauptsache aber war das Finden der Geister.

Was Du mir in jener Stunde von Deinen Freunden gesagt, hat wunderbar mächtig an mein Herz geschlagen. Nicht mehr einsam sein in seinem Streben, zu wissen, andere gute, edle Menschen streben nach gleichem großem, schönem Ziele – das erweckt eine Lust zu schaffen, fördert frühlingsgleich die Sehnsucht, vor sie hinzutreten mit Blüten in der Hand, zu sagen: Nehmt sie hin!

An Euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.

Goethe

Aber noch ist zu früh geboren dieser Wunsch! Du wirst ja einsehen, daß ich nicht als halber Mensch vor sie treten kann, nicht allein mit Worten, Vorsätzen – freilich dauert es dann noch gar lange, aber es ist doch besser so.

Welch Vorgang findet in meinem Innern statt! Erst vor kurzem schrieb ich:

Vor meinem Fenster prangt schon lange
In Blüentracht der Kirschenbaum –
In meiner Brust doch ringt's noch bange,
Vergebens strebt zum Tag ein Traum.....

Und heute möchte ich diese Worte tilgen. Was mir fehlte, warst Du, war das Leben, war alles – alles –. Denn um mich herum ist sonst nichts – nichts – alles öde, furchtbar öde Wüste – ich liebte und haßte nichts – ich war ein dumpfes, duldendes Leiden.

Ich hoffe, Dich baldigst wiederzusehen. Behalte bis dahin in freundschaftlicher Erinnerung

Deinen J. Köck

Lieber Freund!

Deine lieben Zeilen waren mir eine große Tröstung in meiner jetzigen tiefen und hilflosen Vereinsamung. Ich kann Dir ja nicht verhehlen, welch großen Schmerz ich gefühlt habe, daß ich Dich nicht mehr sehen und sprechen konnte bevor Du

fortgingst, daß Du *so* fortgingst. Und nun erfahre ich, daß Du ganz so sehr auf diese Zusammenkunft gehofft hattest. Ich kann mich nicht und ich will mich nicht entschuldigen, und ich will Dir auch nicht zum Vorwurf machen, daß Du, obwohl einige Zeit, ich weiß nicht wie lange, in Wien, versäumtest, mir Nachricht zukommen zu lassen, wie sonst früher immer. Diese Vermittlungen taugen ja von Grund aus nichts – Walter * macht ja alles entweder zu spät oder zu früh, alles halb und nichts ganz.

Daß ich damals fortging – nun: ich bin nervös! Ich war damals ungeduldig darüber, daß Du mir nicht selbst schriebst. Und dann glaubte ich nicht, daß Dich Walters Brief angetroffen, weil ich doch wußte, daß Du auch noch hier und dort Abschied zu nehmen hattest. Und Walter quälte mich und wollte mir über diese Stunde hinüberhelfen in seiner treuherzigen aber absurden Meinung mit seiner Misere und mit seinen Alltäglichkeiten von Kellnern und Dirnen. So ging ich denn nach Hause, um recht *früh* allein zu sein. Aber das sind alles faule Fische. Ich kann mich nicht entschuldigen.

Oh! es ist ja alles so klar – wenn Du's nur recht bedächtigtest. Ich weiß ja, was mich zu Dir hinzieht und daß ich Dich lieb habe, so lieb wie nichts sonst, das man anbetet und wofür man sich opfert. Ich glaube, all das Bessere, das in mir schläft und nur *kläglich, jämmerlich* träumt, das ist in Dir so beneidenswert voll und ganz und reich, so prachtvoll entwickelt – und wie könnte ich das nicht lieben, wie könnte ich mich dessen begeben, ohne mich aufzugeben? Und dann hat diese Liebe neben so großer Freude einen so großen Schmerz – sieh doch, wie könnte man etwas lassen, dem man sein Herzblut verschrieben?

Ich mißtraue *Dir nicht*. Aber alltäglich ist's – erst ist ein großes Keimen und Sprossen, ein helles Blühen, und dann fallen die Blüten, dann welken die Blätter und fallen – wenn dann die Kälte kommt und der Nebel und das Grau in Grau, dann wehen die nackten Zweige und Äste ineinander, verzweiflungsvoll: verloren und gestorben ist alles Sonnengold und aller Sonnenglanz! Wer mag da hoffen? So mußte es ja kommen, und sieh: ich fürchte weniger Dein Vorwärtsschreiten als mein Zurückbleiben.

Es könnte ja einmal so kommen, daß ich Dir nicht mehr sein könnte, was Du und ich glaubten. Und bin ich's Dir denn überhaupt jetzt schon immer gewesen? Du schwiegst so lange – aber wenn ihrer zwei schweigen, sind sie nicht *beide* einsam? Liegt nicht in dem Schweigen schon ein Vorwurf und eine Erkenntnis: «diese Freude und dieses Leid, diese Klare und diese Trübheit, das ist mein Geheimnis – Du kannst Dich nicht so freuen, nicht so leiden, nicht so fürchten, nicht so trotzen – ich bin jetzt und darin bin ich einsam – ich muß das ganz allein tragen»? Und jedes Schweigen macht verschwiegener, jede Einsamkeit einsamer – mein lieber guter Freund! das fällt mir so schwer auf's Herz, weil ja, wenn es so käme, dies so natürlich wäre!

Ich bin so manche Stunde nach einem Trost suchen gegangen und habe nachgedacht, was *Dich* mir verbindet und habe – nichts gefunden. Ich sah ja, Dich lockt vor allem die Tiefe und die Größe und der Reichtum eines Lebens, aber ich habe nichts von alledem. Ich bin darin so arm, so gottverlassen arm! Zwar das kann ich,

* Walter Fehr, ein gemeinsamer Freund.

lüstern zu sein nach der Tiefe, aber ich weiß auch, wie man feige sein kann, wenn man in diese Tiefe schaut. Ich träumte mir auch oft genug Flügel, zur Sonne zu fliegen – aber Träume, elende Träume der Ohnmacht waren's. Es wäre mir ein Trost, wenn ich nur ein Atom jener ersehnten schöpferischen Kraft in mir hätte – dann wären ich und Du-Eins in Zwei, bis zur letzten Stunde, die man zu Ende ringt. Ach! an dieses Denken und Sinnen hängt sich dann immer unwillkommen, ungerufen der Zweifel, der kein Zweifel an Dir sondern einer an mir ist.

Weißt Du wohl, wir sind einmal ausgezogen, selbender, voll stolzer Pläne. Aber Du hattest starke Beine und starken Mut – ich blieb zurück. Du stiegst aufwärts, aufwärts höher und höher. Und nun stehst Du schon im Licht. Oh, sag uns, was Du dort oben siehst, schildere uns die Schönheit jener uns verschlossenen großen Welt – vielleicht schöpfen wir Mut, die wir hier zurückblieben, im armen Dunkel – und dann, wir bitten Dich, bedenke, daß die große Tiefe und die große Höhe die Stimmen schwächer machte – laß Deine Stimme und Deine Sehnsucht mächtiger anschwellen, daß Du uns nicht verlierst, daß wir Dich nicht verlieren, daß wir nicht alle einsam werden!

Herzinnigsten Gruß
Dein Köck

Wien, am 11. Oktober 1890

Gruß von Walter!

Wien, am 23. November 1890

Meine neue Adresse ist:

Wien VIII, Auerspergstraße 5, Tür 13

Liebster Freund!

Deine lieben Worte haben mich sehr erfreut, noch mehr Deine Hoffnungen, die Dir aufkeimen aus Deinen Arbeiten in Weimar. Sie werden sich gewiß alle erfüllen, und ich werde mich, wenn nicht mit allem, was sich da heraus organisiert, doch mit dem Wichtigsten davon beschäftigen können – wenn Du nämlich Deinen verlassenen, vereinsamten Freund hier im freudlosen Osterreich in dieser Beziehung nicht vergißt. Sieh doch, wie ich mich erwärmen könnte an ferner Sonne und Freundschaft, wenn da einmal mit den Schneeflocken Blätter hergewirbelt kämen, die Du gar fein und schön beschrieben hättest an einem Wintertag unter dem Einflusse seines kurzen flüchtigen Sonnenblickes, der aber diese ganze prachtvoll weiße Blütenwelt heller macht.

Es ist traurig, wie tief ich gesunken bin. Schert sich keine Katz' um mich, so kümmerge ich mich auch den Teufel um die Welt. Aber dann und wann, wenn ich mich an der Einsamkeit gar zu krank getrunken, verlangt's mich doch nach einem guten Blick, nach einem gesunden Wort. Dann renn ich in alle Gassen und schau allen ins Gesicht, und in die Caféhäuser zu den Journalen. Vergebens! Für mich gibt's derlei nur bei Dir und in der Vergangenheit und im Traum. Und da vergrab ich mich immer mehr in mich selbst hinein. –

Es ist Zeit, dieses Leben anders einzurichten und einen Inhalt zu suchen. –

Hier in Wien ist denn nun auch die gute Rhetorik und schlechte Frase* der Armut zu Worte gekommen. Du wirst das gelesen haben und auch daß sie im Sturm gesiegt hat. Der Neid und die Rachsucht haben tausend Stimmen – rufende und widerhallende, und überdies, da wir alles verloren haben, Gott und Geist, bleibt uns nichts übrig als die Wollust der Nerven – also! wühlen wir auf den ganzen Ekel der Erde, suchen wir jede Marter! Oh mein Freund! Käme ein neuer Buddha oder ein neuer Christus! Ich bin zu schwach zu einem guten Europäer!

Ich hätte einen Plan. Da wäre eine Frau, deren Mann irgendwo ist, in Afrika, in Indien – zu irgendeinem Zweck, Emin** aufzusuchen oder die Weisheit Buddhas – was weiß ich. Eine Schar Freier, lauter Naturalisten, ist um sie. Aber die «neue Penelope» sucht ihnen auszuweichen, indem sie an einem Werke schreibt, bald an einem Roman, bald an einem Gedicht, bald an einem Drama – nichts genügt ihr, und nichts ist ihr naturalistisch genug. Die Freier werden immer ungestümer – endlich kommt ihr totgeglaubter Mann in einer Verkleidung und stört ihre Kreise. Noch eine nichtswürdige Intrige, und dann jagt er sie aus dem Hause. Da dürfte nichts fehlen, nicht der homerische Schweinehirt und nicht das Gastmahl der Freier. Wie denkst Du darüber?

Walter besucht mich nur selten, und es ist traurig für ihn und für mich, daß er mir nicht einmal abgeht – ich bin auch allein mit ihm und daher gereizt auch gegen ihn. Es wäre Zeit, wenn Du Nachricht von Dir ins F.[ehrsche] Haus kommen ließest. G's*** – bemächtigt sich, wie mir neulich Walter klagte, eine große Nervosität. Du wirst durch Dein Schreiben das lindern können.

Herzlichen Gruß

Köck

*

Die Beiträge zum «Lebensgang» Rudolf Steiners werden in den nächsten Heften fortgesetzt.

Robert Friedenthal

* wahrscheinlich von «Phrase» abgeleitet.

** Emin Pascha, 1840–1892, damals bekannter Afrikareisender.

*** Gundi Fehr, Schwester von Walter Fehr.

Zum Problem der mechanisierten Musik

Wenn im folgenden einige grundsätzliche Gesichtspunkte zum Thema «Mechanische Wiedergabe von Musik» dargelegt werden, dann ist damit vorerst nur an eine Anregung, an einen Diskussionsbeitrag gedacht. Es wäre wünschenswert, daß die hier entwickelten Gedanken von anderer Seite aufgegriffen, weiterentwickelt, ergänzt und auch kritisch geprüft würden.

Der Verfasser fühlt sich zu diesen Betrachtungen aufgerufen durch das Erscheinen des Buches «Vom Wesen des Musikalischen» (Verlag Die Kommenden, Freiburg i.B. 1974). Dieses Werk wurde herausgegeben als «Arbeitsmaterial zum Studium der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners» und enthält Text-Zitate Rudolf Steiners und einiger anderer Autoren, «zusammengestellt und bearbeitet von Dr. Ernst Hagemann». – Es soll selbstverständlich nicht bestritten werden, daß dieses Buch dem Musikbeflissenen manchen wertvollen Hinweis geben kann. Was aber nicht ohne Widerspruch hingenommen werden darf und auch schon ernsthafte Bedenken bei manchen anthroposophischen Freunden hervorgerufen hat, ist der mit «Musik-Konserven» überschriebene Abschnitt (IV. 3, S. 155–163). Das Thema «Mechanische Wiedergabe von Musik» wird darin in einer Weise dargestellt, die dazu Anlaß gibt, die ganze Frage grundsätzlich neu aufzurollen*.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß der genannte Themenbereich auch in jüngster Zeit verschiedentlich von anthroposophischen Autoren behandelt worden ist. In dem Büchlein «Wie wirken Rundfunk und Fernsehen auf Kinder?» (Mellinger Verlag, 1974) von Frits Wilmar werden auch Plattenspieler, Tonband usw. mehrfach in die Betrachtung mit einbezogen. In dem umfangreichen Werk «Lebendige Tonwelt» (Albert Langen, 1976) von Hermann Pfrogner ist ein Kapitel dem Thema «Vom musikalischen Ton» gewidmet. Darin finden sich manche bedeutsame Betrachtungen zu unserem Problem. Schließlich behandelt Wilhelm Dörfler diese Fragen in sehr feinsinniger Weise in seinem großen Werk «Das Lebensgefüge der Musik» am Ende des Kapitels «Die Geburt des Musikwerkes im Atemzug des Zeitmaßes» (S. 126–131). Es werden aber die beiden letztgenannten Veröffentlichungen nur verhältnismäßig wenigen Menschen näher bekannt sein, während das Buch von Wilmar vor allem Rundfunk und Fernsehen behandelt, und zwar mehr vom medizinischen Standpunkt aus. So mag es nicht unangebracht erscheinen, hier einmal die Frage der mechanischen Wiedergabe von Musik ganz allgemein und auch von allgemein menschlichen Gesichtspunkten aus zu behandeln.

Im heutigen öffentlichen Leben ist das Konservieren und mechanisch-elektronische Wiedergeben von Musik längst zu einer festen Einrichtung geworden, über die prinzipiell überhaupt nicht mehr diskutiert wird. Für Komponisten, Dirigenten und Instrumentalkünstler ist es seit langem zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß sie ihre Werke und ihre Musikinterpretationen durch Radio, Fernsehen, Schallplatten, Tonband usw. verbreiten lassen. Die Frage, ob damit der Musik und

* Manfred Krüger hat das Buch in den «Mitteilungen aus der anthroposophischen Arbeit in Deutschland» (30. Jg., Heft 2, Nr. 116, Johanni 1976) besprochen und dabei zum Problem der «Konservenmusik» eindeutig Stellung bezogen.

dem Musikverständnis wirklich ein Dienst geleistet wird oder ob eventuell das Gegenteil der Fall ist: diese Frage wird heute wohl in den seltensten Fällen überhaupt noch gestellt. Wer es wagen würde, diese Gepflogenheiten in der Öffentlichkeit als fragwürdig oder gar als verderblich hinzustellen, der würde einer Flut von «unwiderleglichen» Gegenargumenten begegnen und als hoffnungslos rückständiger Querkopf abgetan werden. Wie will man etwa den folgenden Argumentationen standhalten: Durch die mechanische Tonkonservierung und Tonwiedergabe haben viel mehr Menschen zur Musik, auch der klassischen, Zugang bekommen, als das früher möglich war. Wie herrlich ist es, daß jeder zu jeder Zeit und an jedem Ort genau *die* Musik hören kann, nach der er gerade Verlangen trägt. Alte, gebrechliche und kranke Leute, die früher überhaupt keine Möglichkeit mehr hatten, ein Konzert zu hören, können jetzt durch schöne Musik getröstet und erbaut werden, usw.

Wer gegen solche und ähnliche Überlegungen aus anthroposophisch geschultem Gewissen etwas vorbringen möchte, der ist arm daran. Die Gedankengänge, welche er anführen kann, sind so subtil und fein und schwer faßbar, daß den meisten Menschen heute die Begriffe fehlen, um ihnen nachfolgen zu können. Es geht ihm ähnlich wie dem, der auf dem Gebiet der Landwirtschaft oder der Medizin die anthroposophischen gegenüber den heute üblichen Methoden rechtfertigen will. Dem Vertreter der offiziellen Landwirtschaft liegen massive Argumente bereit, mit denen er, wie mit Keulenschlägen, jede Opposition zertrümmern kann: «Ohne Kunstdünger und ohne Pestizide sind keine vollen Erträge möglich, der Boden wird zu wenig ausgenützt; folglich wird durch die biologisch-dynamische Methode die schon bestehende Hungersnot auf der Erde noch vermehrt. Wollt ihr, daß immer mehr Menschen hungern müssen?» usw. Ähnliche Argumente stehen dem mit «modernen» Hilfsmitteln ausgerüsteten Mediziner zu Gebot, um die anthroposophische Medizin zu diskreditieren und sogar ihr Verbot zu erwirken, wie es bekanntlich in Schweden teilweise bereits geschehen ist.

Dem biologisch-dynamischen Landwirt kommen allerdings heute schon jahrzehntelange praktische Erfahrungen zu Hilfe. Er kann darauf hinweisen, daß auf gut und konsequent geführten Höfen nach seiner Methode ebenso viel produziert wird wie auf entsprechenden chemisch behandelten Betrieben; dazu sind seine Erzeugnisse den anderen qualitativ und in der Haltbarkeit eindeutig und nachweisbar überlegen. Außerdem sind heute die durch die chemischen Gifte hervorgerufenen Schäden schon so offensichtlich und unbestreitbar, daß viel mehr Menschen als noch vor zwanzig Jahren darauf aufmerksam werden und sich zu fragen beginnen: Sind wir mit Kunstdünger und mit Giftspritzen wirklich auf dem richtigen Weg? – Und auch die anthroposophische Medizin darf auf bedeutsame Heilerfolge hinweisen, die nicht ohne weiteres wegdiskutiert werden können, sowie auf schädliche Nebenwirkungen, die durch manche chemischen Medikamente hervorgerufen werden können.

Ähnliche Argumente stehen demjenigen, der sich gegen die Gepflogenheiten des «modernen» Musikbetriebs wenden will, nicht zu Gebot. Die Schädigungen, welche seiner Ansicht nach durch mechanische Musikwiedergabe hervorgerufen werden, liegen in einem noch viel intimeren, in einem rein seelischen Bereich und treten vorläufig noch viel weniger offen zutage. Die Begriffsbildungen, die der heutige

Durchschnittsmensch im Laufe seines Lebens zu vollziehen hat, sind viel zu grob und zu stumpf, als daß er, mit ihnen ausgerüstet, in diese Gebiete vorzudringen vermöchte.

Etwas anders ist die Situation vielleicht innerhalb der kleinen Menschengruppe, die sich seit Jahrzehnten bemüht, durch die Aufnahme des anthroposophischen Ideengutes ihr Denken und Beobachten zu schulen und es in den seelisch-geistigen Bereich hinein zu erweitern. Doch ist auch innerhalb dieser Kreise die Gewohnheit weit verbreitet, Plattenmusik zu hören, musikgeschichtlichen Unterricht mit dem Grammophon zu erteilen, und sogar zum Erarbeiten von Eurythmieformen Plattenmusik zu verwenden. Ja, man kann es erleben, daß, wer in einem anthroposophischen Zweig etwas gegen diese Gewohnheiten vorbringen will, einem Schwall leidenschaftlicher Entrüstung begegnet – auch für den Spott braucht er nicht zu sorgen –; unter anderem wird ihm vielleicht vorgehalten, daß so feinsinnige Musiker wie Toscanini und Bruno Walter keine Bedenken trugen, von ihren Konzerten Plattenaufnahmen machen zu lassen; daß auch Rudolf Steiner für seine Kunstvorträge Lichtbilder verwendete usw. usw.

Was gegen solche Argumente eingewendet werden kann, steht, wie gesagt, auf schwachen Füßen, oder, besser ausgedrückt, auf schwankendem Boden, nämlich auf dem Boden des intim seelischen Bereichs, in dem keine «handfesten» Argumente geschmiedet werden können.

Versuchen wir dennoch, wenigstens *ein* solches Argument, das aber eben nicht handfesten Charakter hat, das jedoch dem anthroposophischen Erkenntnisstreben zugänglich sein sollte, herauszuarbeiten: Wir wissen, daß große Musikinterpreten, Dirigenten wie auch Instrumentalkünstler, ihrer eigenen Arbeit gegenüber eine Einstellung haben, die sich etwa in folgenden Worten ausdrücken läßt: Meine Interpretation eines Werkes ist nur dann wirklich gut, wenn es mir gelingt, das dargebotene Musikstück bei der Aufführung selbst wieder neu zu erleben, so neu, wie wenn ich ihm heute zum ersten Mal begegnen würde. Wir wissen, daß Interpreten, die routinemäßig ihr Programm ablaufen lassen, große Virtuosen sein können, aber niemals wirkliche Künstler. Von Orchestermusikern kann man erzählt bekommen: Wir spielen ganz anders bei einem Dirigenten, der selbst die Musik, die er zu leiten hat, jedesmal neu erlebt, als bei einem, der nur gewohnheitsmäßig den Taktstock schwingt. Ähnlich geht es dem Zuhörer: Sitzt am Flügel ein Pianist, der sich bei jeder Wiedergabe bemüht, selbst wieder ganz frisch, gleichsam zum ersten Mal, in das gespielte Werk einzutauchen, dann fühlt er sich mitgenommen; er kann innerlich mitschwingen und mitklingen. Bei der bloß virtuosenhaften Wiedergabe eines Klavierwerkes bleibt er kalt.

Damit ist darauf hingewiesen, daß bei einem Konzert das Wesentlichste gar nicht in den Tönen selbst liegt, sondern in dem geistig-seelischen Prozeß, der zwischen Künstler und Zuhörer webt, die beiden miteinander verbindend. Im pädagogischen Bereich sprach Rudolf Steiner öfters von den «Imponderabilien», die viel wichtiger seien als alle Außerlichkeiten. Was der Lehrer in sich als einen Prozeß geistig-seelischen Strebens und Arbeitens lebendig macht, das ist dann viel wirksamer und realer, als alles, was er als begrifflich Erlerntes dem Schüler tradieren will. – Von einer anderen Seite her kann man die Sache so ausdrücken: In der

Toneurythmie kommt es, wie Rudolf Steiner sagt, darauf an, was zwischen den Tönen lebt. Die Töne selbst sind nicht so wesentlich wie die Intervallschritte, die von einem zum anderen Ton hinführen, oder der Schwung, der ein Motiv mit dem anderen verbindet. Das Hörbare, sinnlich Wahrnehmbare ist eigentlich Vermittler eines Höheren, eines übersinnlichen Inhaltes oder Vorganges.

Kann nun dieser wirkliche Gehalt, die eigentliche geistige Essenz der Musik irgendwie näher erfaßt oder beschrieben werden? – Rudolf Steiner sprach über diese Frage in den Vorträgen, die er im Jahre 1906 über Musik gehalten hat. (Vier davon sind abgedruckt in dem Band 283 der Gesamtausgabe «Das Wesen des Musikalischen», 2. erweiterte Auflage, 1975). Dort deutet er an, daß die tiefe Wirkung, welche von den klassischen Musikwerken ausgeht, mit dem Ursprung dieser Werke zusammenhängt, denn dieser Ursprung liegt in der geistigen Welt. Die großen Tondichter hatten die Fähigkeit, unbewußt in den Sphären des oberen Devachan zu leben und die geistigen Klänge und Harmonien, welche dort ertönen, und von denen die Pythagoräer als von der Sphärenmusik sprachen, in das Irdische herunterzuholen und in hörbare Musik umzuwandeln. «Als sein Ureigenstes empfindet der Mensch das, was der devachanischen Welt angehört . . . Im Devachanischen ist seine Urheimat, und die Nachklänge aus dieser Heimatwelt, der geistigen Welt, ertönen ihm in den Harmonien und Melodien der physischen Welt. Sie durchziehen diese niedere Welt mit den Ahnungen eines herrlichen, wunderbaren Daseins; sie durchwühlen sein tiefinnerstes Wesen und durchzittern es mit Schwingungen von reinsten Freude, erhabenster Geistigkeit, die ihm diese Welt nicht geben kann. Die Malerei spricht zur astralen Leiblichkeit, doch die Tonwelt spricht zum Innersten des Menschen. Und solange der Mensch noch kein Eingeweihter ist, ist ihm zunächst die Devachanwelt, seine Heimatwelt, im Musikalischen gegeben.» (A. a. O., S. 28.)

Große Tonschöpfer waren sich zuweilen sogar bewußt, daß durch ihre Werke und in ihren Werken eine Verbindung zur Welt des Göttlichen hergestellt werde. So sagt *Beethoven* zu einem Geiger, der sich über die Unspielbarkeit einer Stelle beklagt: «Als ich diese Stelle schrieb, war ich mir bewußt, von Gott dem Allmächtigen inspiriert worden zu sein. Glauben Sie, ich kann Ihre winzige Fiedel berücksichtigen, wenn Er mit mir spricht?» In dem Buch von Arthur Abell «Gespräche mit berühmten Komponisten» wird erzählt, daß auch noch neuere Musiker, *Brahms*, *Richard Wagner* und sogar *Puccini*, sich beim Schaffen ihrer Werke als von einer höheren, göttlichen Welt inspiriert empfanden.

Das Schaffen eines Musikstückes stellt also in gewissem Sinne, insofern es sich um ein bedeutendes Werk handelt, einen Inkarnationsprozeß dar: Ein geistig Wesenhaftes verkörpert sich in den Klängen und Tonfolgen, in dem, was zwischen den Tönen lebt. Und beim Nachschaffen oder Interpretieren eines solchen Werkes kommt alles darauf an, daß der wiedergebende Künstler fähig ist, dies geistig Wesenhafte im Augenblick des Spielens nachzuempfinden, in sich so lebendig werden zu lassen, daß der «göttliche Funke» entfacht wird und auf den Zuhörer überspringen kann. Dies ist ein Vorgang übersinnlicher Art, bei dem die hörbaren Töne nur Vermittler sind, ein Vorgang auch, der nur durch das Ich-Wesen des Künstlers spontan und jedesmal neu realisiert werden kann.

Was geschieht nun aber, wenn ein Konzert auf Schallplatten aufgenommen und nachher abgespielt wird? Eigentlich wird da von dem ganzen komplexen Vorgang, bei dem Geistiges, Ätherisches und Physisches noch unmittelbar ineinander spielen, der bloß sinnliche Teil, das rein Akustische konserviert und dann wieder reproduziert. Der geistig-seelische Teil, das, was vom Interpreten zum Zuhörer direkt hinüberspringt, das kann natürlich weder konserviert noch reproduziert werden. Und da muß gesagt werden: Mit dem, was bei der Reproduktion von Werken der bildenden Kunst geschieht, läßt sich dies durchaus nicht vergleichen, denn da wirkt ja das Kunstwerk unmittelbar auf den Betrachter; es bedarf nicht der nachschaffenden, nachempfindenden Interpretenpersönlichkeit, um zum Leben erweckt zu werden.

Bis hierher werden wohl die meisten anthroposophischen Leser im großen Ganzen mit diesen Ausführungen einig gehen, denn es handelt sich ja um Grundgedanken Rudolf Steiners und deren verhältnismäßig einfache Anwendung auf dem Gebiet des Musikalischen. Anders wird die Sache, wenn wir nun daran gehen wollen, den zuletzt geschilderten Tatbestand zu beurteilen und uns zu fragen: Welche Bedeutung hat es, wenn wir aus dem Gesamtprozeß des Musikalischen das bloß Akustische loslösen und aufbewahren? Läßt sich ein solches Tun vor unserem Gewissen rechtfertigen oder nicht? – Da betreten wir nun erst recht jenen unsicheren, schwankenden Boden, von dem oben gesprochen wurde, wo wir auch sehr leicht in Versuchung geraten, subjektive Gefühle zu objektiven Gründen umzuinterpretieren. Wer sich schon an das Plattenhören gewöhnt oder es sogar schon liebgewonnen hat, der wird sich über alle Bedenken mit der Argumentation hinwegsetzen: Man kann ja mit der eigenen Phantasie den fehlenden geistig-seelischen Teil ergänzen, wenn man sich immer bewußt bleibt, daß man es nur mit einer Plattenaufnahme zu tun hat, und nicht mit einer Originalwiedergabe. – Wer dagegen einen angeborenen Abscheu vor all diesen Dingen hat, der wird eine solche Argumentation ablehnen und z. B. darauf hinweisen, daß der nachschaffende, nacherlebende Künstler ebensowenig durch einen Apparat ersetzt werden kann wie etwa in der Menschenweihehandlung der ausübende Priester durch einen Roboter. – Der eine wird behaupten, heute sei die Technik so weit, daß man zwischen dem Klang einer guten Stereoanlage und einer wirklichen Aufführung überhaupt keinen Unterschied mehr feststellen könne, und er wird glauben, dadurch bereits einen vollgültigen Beweis dafür geliefert zu haben, daß heute die Sache ganz unbedenklich sei. – Der andere wird dagegen ein Erlebnis schildern, das ihm zu zeigen scheint, daß eben doch ein wesenhafter Unterschied zwischen wirklicher und konservierter Musik besteht.

In dieser Kontroverse eine eindeutige Entscheidung zu fällen, ist äußerst schwierig auch für den, der sich seit vielen Jahren um die Gewinnung eines anthroposophischen Weltbildes bemüht, der dabei aber noch immer auf seine Vernunft oder auf den von Rudolf Steiner oft erwähnten gesunden Menschenverstand angewiesen ist. Man fühlt sich gedrängt zu fragen: Was hat der Geistesforscher selbst aus seiner vertieften und differenzierten Einsicht in das menschliche Leben heraus über dieses Problem gesagt? – Nun ist bekannt, daß sich Rudolf Steiner darüber sehr eindeutig und unmißverständlich ausgedrückt hat. Allerdings müssen wir beachten, daß er

über die Gefahren, welche der Menschheit durch das Überborden der Technik drohen, nur sehr selten sprach, und dann mit großer Zurückhaltung und wohl auch mit einem gewissen inneren Widerstreben. Er wollte offensichtlich vermeiden, daß, gestützt auf sein Wort, sich eine fanatische, sektiererische Bewegung gegen die moderne Technik entwickle. Darum hat er solche Themen stets nur kurz, gleichsam in Parenthese, berührt, so daß der Zuhörer oder Leser viel Wachsamkeit und innere Aktivität entwickeln muß, um den Ernst der Sache wahrzunehmen.

Wohl die einzige Stelle, an der sich Rudolf Steiner direkt und ausführlich zu diesem Thema äußert, ist jener oft erwähnte Passus am Ende des 11. Vortrages in dem Zyklus «Initiations-Erkenntnis» (Bibl.-Nr. 227). Dort spricht er bekanntlich aus, daß, was durch eine leidenschaftliche Vorliebe für Grammophon und ähnliches in der Menschheit hervorgerufen werde, durch die Menschen selbst nicht mehr geheilt werden könne; daß da die Götter dem Menschen helfen müssen. (Voller Wortlaut weiter unten.)

Nun erhebt sich diesem Zitat gegenüber immer wieder die Frage: Haben solche Worte heute noch Gültigkeit? Würde Rudolf Steiner auch jetzt noch so sprechen, nachdem sich die Aufnahmetechnik in so ungeahntem Maße vervollkommen hat? Ja, es kursiert unter Anthroposophen die Behauptung, er habe den Ausspruch getan, wenn es einmal so weit sein werde, daß man zwischen mechanischer Tonwiedergabe und originaler Musik-Darbietung nicht mehr unterscheiden könne, dann werde die Sache nicht mehr schädlich sein. – Nun, zu dieser letzten Behauptung möchte sich der Schreiber dieser Zeilen ganz entschieden äußern: Er hatte seinerzeit den Musik-Band der Gesamtausgabe (siehe oben) herauszugeben und dabei ein Verzeichnis aller wesentlichen Äußerungen Rudolf Steiners über Musik herzustellen. Er hat sich, um solche Stellen zu sammeln, sehr gründlich im Gesamtwerk Steiners umgesehen und auch mit vielen Menschen gesprochen, die ihrerseits schon alle greifbaren Wortlaute und Aussprüche gesammelt hatten. Eine der oben angeführten auch nur entfernt ähnliche Äußerung ist ihm dabei nicht begegnet, und er glaubt sich berechtigt zu der Behauptung: eine solche Äußerung existiert nicht. – Sie wäre auch durchaus nicht im Sinne dessen, was Rudolf Steiner in dem angeführten Zitat gesagt hat. Dort spricht er ja nicht von der schlechten Qualität der Tonwiedergabe, sondern einfach von der Tatsache, daß «das, was als Schatten des Spirituellen in die Welt herunterkommt, mechanisiert würde».

Dem Urteil, «es wäre heute alles anders», leistet nun das Buch von Dr. Hagemann kräftig Beistand. Er hat Versuche angestellt mit Hellsehern und Hellseherinnen, welche fähig sind, die Elementarwesen zu schauen, die durch das Erklingen von Musik zum Leben erweckt werden. Solche Persönlichkeiten sagten aus, daß auch beim Ertönen von Konservenmusik die Elementarwesen übersinnlich in Erscheinung treten.

Nun, eine solche Tatsache – nehmen wir sie einmal als Tatsache hin – kann ganz verschieden aufgefaßt und gedeutet werden. Der eine wird wohl über sie frohlocken und sie als Bestätigung dafür empfinden, daß, was Rudolf Steiner vor fünfzig Jahren gesagt hat, heute keine Gültigkeit mehr habe. – Der andere wird von ihr gleichfalls bewegt sein, sie aber gerade als Bekräftigung jenes Ausspruches empfinden: zeigt sie doch, von einem anderen Gesichtspunkt aus, daß sich die Wirkungen

der Musik, und auch der mechanistischen Musik bis in den Bereich des Elementarischen hinein erstrecken. Nebenbei sei folgendes erwähnt: In einer vorläufigen Fassung des Buches von Dr. Hagemann, die ich Gelegenheit hatte durchzusehen, war erwähnt, daß eine jener Hellseherinnen aussagte: Die Elementarwesen, die bei phonographisch ertönder Musik erscheinen, haben einen traurigen Ausdruck, den sie bei wirklich gespielter Musik nicht zeigen. Diesen Ausspruch hat Dr. Hagemann (warum?) in der endgültigen Fassung weggelassen. Mir scheint er gerade besonders wichtig.

Gewiß wird das Buch «Vom Wesen des Musikalischen» denjenigen als Stütze erscheinen, die alle Bedenken beiseite schieben und das Verwenden von Tongeräten auch vor dem «anthroposophischen Gewissen» rechtfertigen möchten. Wir sahen aber, daß auch durch die in ihm angeführten Tatsachen das Problem sich nicht lösen läßt. Es ist wohl so, daß auf diesem Gebiet weder logisch-intellektuelle Gründe noch Tatsachen-Beweise äußerer oder innerer Art eine wirkliche Entscheidung erzwingen können. Diese wird immer Sache der Einzelpersönlichkeit und ihrer geistig-moralischen Urteilsfähigkeit bleiben. Jede Äußerung zu diesem Thema wird, mehr als dies in anderen Bereichen der Fall ist, nur aus dem innersten Wesen der betreffenden Individualität fließen können, denn alle «Beweise» und Argumente auf diesem Felde müssen versagen, weil sie immer so oder auch ganz anders interpretiert werden können, weil sie dem einen dies, dem anderen das Gegenteil «beweisen».

So möge es mir erlaubt sein, zum Schluß meine persönliche Auffassung von der Sache kundzutun: Ich lehne für mich die Haltung von Dr. Hagemann – bei aller Achtung für sein großes Wissen und seinen ungeheuren Arbeitsfleiß – ganz entschieden ab. Ich bin der Meinung, daß die erwähnten Worte von Rudolf Steiner ganz unabhängig von der Qualität einer Tonwiedergabe gültig sind, und daß der Schaden, der angerichtet wird, indem die Gepflogenheiten der Außenwelt in unsere anthroposophischen Kreise eindringen, wesentlich größer ist als alle «Gewinne», die man eventuell daraus ziehen kann.

Ich bin der Meinung, daß es nicht ein Zufall ist, wenn Rudolf Steiner ein Jahr nach jenem Ausspruch wiederum in England am Ende eines Vortragszyklus darauf hinweist, daß der Musik für die Zukunft der Menschheitsentwicklung und für das Schicksal der anthroposophischen Sache in späteren Jahrhunderten noch eine bedeutsame Aufgabe erwachsen werde, eine Aufgabe, die er in den folgenden Worten zusammenfassend darstellt: «Und es wird sogar das sein können, daß dasjenige, was auf anthroposophischem Gebiet da ist, einmal wie in einem Echo aus dem Musikalischen herauftönt, wie wenn das Echo eine Lösung wäre des christologischen Rätsels.» («Das Initiaten-Bewußtsein», Torquay, 11.–22. August 1924, Gesamtausgabe 1969.) Im Zusammenhören und Zusammenschauen dieses Wortlautes mit dem oben erwähnten aus dem Zyklus «Initiations-Erkenntnis» kann man den Eindruck gewinnen, es sei die Überschwemmung der heutigen Menschheit mit Tonbändern, Stereoanlagen, Radio- und Fernsehmusik usw. als ein Versuch der Gegenmächte anzusehen, die von Rudolf Steiner geschilderte Aufgabe der Musik zu verhindern und zu verunmöglichen.

Ich glaube deshalb – und die Wichtigkeit der Sache veranlaßt mich, dies zu

äußern, obwohl ich mir bewußt bin, daß mancher Anthroposoph sich dadurch verletzt fühlen oder sich gegen mich wenden wird –, daß man lieber auf die Erteilung einer Musikgeschichts-Epoche verzichten, das Ausarbeiten einer Eurythmieform unterlassen sollte, wenn man meint, dabei auf die Platte angewiesen zu sein. (Es gibt übrigens in beiden Fällen durchaus die Möglichkeit, einen «plattenlosen» Weg zu finden, wenn er auch gewiß unbequemer und zeitraubender ist).

Gewiß werden mir manche gutmeinende Anthroposophen wegen dieser letzten Sätze den Vorwurf eines einseitigen Fanatismus nicht ersparen. Ich möchte ihnen einen einzigen Gedanken noch entgegenstellen: Der Musiklehrer, welcher in einer 11. oder 12. Klasse mittels Tonband unterrichtet, die Eurythmistin, die im Anhören von Plattenmusik eine Form entwirft, sie mögen sich die Vorstellung bilden: Rudolf Steiner lebte heute und er würde den Raum betreten, in dem solches geschieht. Ich bin ganz gewiß, daß beide, auch wenn sie in ihrem Oberbewußtsein noch so viele Gründe haben, mit denen sie ihr Tun rechtfertigen können, zutiefst erschrecken würden und wohl gar in den Boden versinken möchten...

Nachdem der entscheidende Wortlaut aus dem Zyklus «Initiations-Erkenntnis» mehrfach erwähnt worden ist, sei er nun zum Schluß auch noch in seinem ganzen Umfang hier abgedruckt. Dr. Hagemann führt dies Zitat auch an, jedoch so gekürzt und aus dem Zusammenhang herausgezogen, daß sein volles Gewicht nicht spürbar wird. Um das Gewicht dieses Wortlautes voll zu erfassen, ist es nötig, zunächst den Schluß des neunten Vortrages zu zitieren, an den in dem Hauptzitat (11. Vortrag) nochmals angeknüpft wird:

«Wir leben gerade in dem Zeitalter – und darauf möchte ich heute schon aufmerksam machen; der Zusammenhang wird uns in den nächsten Tagen klar vor die Seele treten –, in dem Zeitalter, in dem die Menschheit am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, daß sie überhaupt den Zusammenhang mit der geistigen Welt verliert. Und es wird vielleicht gerade hier, wo noch so nahe sind die Stätten alter europäischer Druidenerinnerungen, es wird hier der Ort sein, auf gewisse Symptome hinzudeuten, welche nicht an sich das Schlimmste sind, aber als Symptom darauf hinweisen, was sich nun nicht allein physisch in unserem Erdendasein vollzieht, sondern was gewissermaßen hinter den Kulissen des Daseins geistig geschieht.

Betrachten Sie noch den mittelalterlichen Menschen mit all seinen Schattenseiten, was man heute das finstere Mittelalter nennt, vergleichen Sie ihn mit der heutigen Menschheit. Nur zwei der Symptome möchte ich heute hervorheben, die uns aufmerksam machen können, wie man vom geistigen Gesichtspunkte aus die Welt betrachten soll.

Sehen Sie sich ein mittelalterliches Buch an. Jeder einzelne Buchstabe ist wie hingemalt. Man sieht, wie das Auge geruht hat auf diesen Buchstaben. Die ganze Seelenverfassung des Menschen, die also auf dem geschriebenen Buchstaben ruhte, die war noch eher geeignet, sich einzuleben in das, was als Offenbarungen der geistigen Welt über sie kommen konnte.

Und schauen Sie sich heute manches Geschriebene an – es ist ja gar nicht mehr zu lesen! Dies sind nicht Buchstaben, die man empfindet wie irgend etwas, woran

man seine malerische Freude hat; das ist etwas aus einer mechanischen Handbewegung heraus Geworfenes . . .

Dazu kommt, daß wir beginnen zu schreiben nicht mehr, indem wir mit dem Menschen dabei sind, sondern Schreibmaschinen in Bewegung setzen, wo wir gar keine Erlebnisbeziehung mehr haben zu dem, was uns entgegentritt.

Das mit den Autos zusammen macht ungefähr diejenigen Symptome aus, aus denen heute geschaut werden kann, was hinter den Kulissen des Daseins vorgeht, wie der Mensch immer mehr und mehr herausgetrieben wird aus der geistigen Welt.

Nun glauben Sie nicht, daß ich als Stockreaktionär vor Ihnen auftreten will und für die Verbannung der Autos, der Schreibmaschinen und selbst dieser schrecklichen Schriftzeichen eintreten möchte! Derjenige, der den Gang der Welt durchschaut, weiß schon, daß diese Dinge alle kommen müssen, berechtigt sind. Also nicht auf das Ausmerzen sinnt dasjenige ab, was ich sage, sondern gerade auf die Pflege. Sie müssen kommen; man muß sie hinnehmen, wie man Tag und Nacht hinnehmen muß, obwohl die Begeisterung für diese Dinge eine sehr einseitige werden kann unter den Menschen, die gerade sehr stark zur materialistischen Welt hinneigen. Aber das, was in dieser Weise in der Welt auftritt, was so fürchterlich rumort in den unleserlichen Schriftzeichen, was so fürchterlich rumort in den Schreibmaschinen, und ganz gräßlich die Welt durchsaust in den Autos, dem muß gegenübergestellt werden, damit die Menschheit in gesunder Weise sich entwickelt, ein starkes Hineingehen in eine geistige Erkenntnis, in ein geistiges Fühlen, in ein geistiges Wollen.

Nicht darum handelt es sich, das Materielle irgendwie zu bekämpfen, sondern es gerade in seiner Wirklichkeit, in seiner Notwendigkeit kennenzulernen, zu erfassen; aber auch zu erschauen, wie notwendig es ist, daß dem, was sonst die Menschheit zermalmt im physischen Dasein, entgegengestellt werde die starke Geistigkeit. Dann wird durch den Pendelschlag zwischen Autos und Schreibmaschinen und den in geisteswissenschaftlicher Arbeit erarbeiteten Imaginationen, Einsichten in die geistige Welt, die gesunde Entwicklung der Welt, die gesunde Entwicklung der Menschheit gerade gefördert werden können, während sie sonst nur beeinträchtigt werden könnte.

Das darf insbesondere hier in Penmaenmawr gesagt werden, denn hier ist es, wo man auf der einen Seite als ein Erbgut aus alter Druidenzeit empfindet, wie die Imaginationen – ich habe es schon geschildert – gleichsam stehenbleiben; aber man erfährt auch, mit welcher robusten Gewalt diese stehenbleibenden Imaginationen durch die durch die Atmosphäre sausenden Autos von Grund aus zerstört werden.»

Und nun das Zitat vom Schluß des 11. Vortrags:

«Verzeihen Sie, daß ich Großes, das ich eben ausgesprochen habe, mit Kleinem zusammenbringe, aber man sieht an den kleinen Symptomen das Große. Ich habe vor einigen Tagen gesagt: Gerade hier, wo sich die Imaginationen wie fest hinstellen

schon im Geiste, bekomme man die Autos störend hinein. Ich spreche nicht gegen die Autos, das habe ich schon erwähnt; Anthroposophie kann nichts Reaktionäres aussprechen. Ich fahre selbstverständlich leidenschaftlich gern im Auto, wenn's notwendig ist, denn man darf nicht die Welt zurückschrauben wollen, sondern man muß demjenigen, was auf der einen Seite auftritt, eben das andere entgegensetzen können, so daß das Im-Auto-Fahren ganz richtig ist; aber neben dem Autofahren mit allem, was damit zusammenhängt, muß auftreten ein Herz, das hinneigt zur spirituellen Welt. Und dann wird sich die Menschheit, auch wenn noch andere Sachen kommen werden als das Autofahren, gerade durch ihre eigene Kraft und Freiheit, die entstehen mußte, die aber auch wiederum zum Bodhisattva führen muß, weiter durchringen können.

Den Dingen gegenüber, die für die mechanische Verrichtung der Menschen-dienste in die Welt eintreten, wird sich die Menschheit selber helfen können. Und so kann man schon sagen: gegen all das, was von Auto, Schreibmaschine und so weiter auftritt, wird sich die Menschheit selber helfen können.

Anders liegt die Sache – verzeihen Sie, daß ich mit diesem scheinbar Trivialen abschließe – beim Grammophon. Beim Grammophon ist es so, daß die Menschheit in das Mechanische die Kunst hereinzwingen will. Wenn die Menschheit also eine leidenschaftliche Vorliebe für solche Dinge bekäme, wo das, was als Schatten des Spirituellen in die Welt herunterkommt, mechanisiert würde, wenn die Menschheit also Enthusiasmus für so etwas, wofür das Grammophon ein Ausdruck ist, zeigen würde, dann könnte sie sich davor nicht mehr helfen. Da müßten ihr die Götter helfen.

Nun, die Götter sind gnädig, und heute liegt die Hoffnung ja auch vor, daß in bezug auf das Vorrücken der Menschheitszivilisation die gnädigen Götter selbst über solche Geschmacksverirrungen, wie sie beim Grammophon zum Ausdrucke kommen, weiter hinweghelfen.»

Ferner darf noch erwähnt werden, daß Rudolf Steiner in einem Konferenz-Gespräch mit den Waldorflehrern (14. 6. 1920), wo es um die photographische Reproduktion der Kuppel-Malereien und Glasfenster im Goetheanum ging, die mechanisch reproduzierte Musik zum Vergleich heranzog, indem er sie entschieden ablehnte. In dem folgenden Wortlaut sind die darauf bezüglichen Stellen von mir hervorgehoben:

«Es ist gradeso mit den Glasfenstern. Wenn Sie versuchen würden, durch Reproduktion etwas zu erreichen, würde ich mich dagegen auflehnen. Diese Dinge muß man nicht versuchen, möglichst treu wiederzugeben. *Es ist doch auch nicht wünschenswert, daß man ein musikalisches Stück durch irgendeine täuschend nachahmende phonographische Platte wiedergibt. Ich will, ich möchte das nicht.* Einen modernen technischen Menschen möchte ich nicht haben. So wie diese Bilder in der Reproduktion erscheinen, so geben sie nie das wieder; es ist nur das Novel-

listische daran, gerade das, worauf es nicht ankommt. Man hat das Gefühl, da muß diese oder jene Farbe sein. Mir kommt das gerade so vor – Sie finden das in dem Büchelchen «Die Erziehung des Kindes» –, man soll nicht dem Kinde schön gemachte Puppen geben, sondern solche aus einem Taschentuch.»

Helmut von Wartburg

Das Lebenswerk Rudolf Steiners

Öffentliche Ausstellung in der Rudolf Steiner-Halde, Dornach

Für die Besucher Dornachs sind die Sommerausstellungen in der Rudolf Steiner-Halde im Lauf von mehr als zwei Jahrzehnten zu einer vertrauten Einrichtung geworden. Von früheren Ausstellungen unterschied sich die diesjährige insofern, als sie dem zunehmenden Bedürfnis weiterer Kreise nach einer allgemeinen Orientierung über das Lebenswerk Rudolf Steiners in seiner Gesamtheit entgegenkam. Ein solches Bedürfnis geht aus der Tatsache hervor, daß sich eine steigende Zahl von Rat- und Hilfesuchenden an Menschen und Institutionen wendet, durch die bestimmte aus der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners gewonnene Erkenntnisse in die Praxis umgesetzt werden. So können z. B. gar nicht soviel Rudolf Steiner-Schulen gegründet, soviel heilpädagogische Heime und Kliniken errichtet werden, wie es die Nachfrage erfordert. Oft genug liegen derselben freilich nur mehr oder weniger unbestimmte Vorstellungen von der Überlegenheit anthroposophischer Methoden auf einem gerade in Frage kommenden Lebensgebiet zugrunde. Gewiß ist es erfreulich, wenn Lebensfrüchte der Anthroposophie für sich sprechen, aber es ist noch wenig damit geschehen, wenn sie als einzelne in Anspruch genommen werden, ohne daß nach dem Grunde, auf dem sie erwachsen sind, gefragt wird. Wollte doch Rudolf Steiner der niedergehenden Menschheitskultur einen durchgreifenden Impuls einfügen, der ihr den Zugang zu ihren geistigen Quellen wieder erschließen sollte, ohne den sie, wie sich immer deutlicher absehen läßt, in ihrem Weiterbestand gefährdet ist.

Es liegt auf der Hand, daß das gewaltige Lebenswerk, das der Verwirklichung dieses Impulses dienen sollte, im begrenzten Rahmen einer Ausstellung nur in seinen Hauptzügen skizziert werden kann, auch wenn zur Illustration diese und jene Einzelheiten herangezogen werden. Hierzu gehören etwa Rudolf Steiners Entwurf für die Gliederung von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften in der Weimarer Sophien-Ausgabe, Manuskripte zu der Aufsatzfolge «Aus der Akasha-Chronik», die später als Buch erschien, und zur «Geheimwissenschaft im Umriss», Briefe an Ernst Haeckel, Rosa Mayreder und andere Dokumente, die noch in dem ent-

sprechenden Zusammenhang zu erwähnen sind. Den eigentlichen Leitfaden bildet indessen die Gesamtausgabe mit ihren annähernd 300 Bänden und dem künstlerischen Nachlaß, obwohl aus Platzgründen auch hier, vor allem bei der großen Zahl der in Buchform erschienenen Mitgliedervorträge, eine repräsentative Auswahl getroffen werden mußte.

Ein wesentliches Moment, das hier besonders zur Geltung kommt, ist das Element der Beweglichkeit, so wie es wohl in Goethes Idee der *Metamorphose* veranlagt ist, von Rudolf Steiner aber in die Bereiche des Seelischen und Geistigen erhoben wird. Vom Vergänglichen, das im Leibe lebt, führt es zum Unvergänglichen, das durch Tode und Geburten hindurchgeht. In seinen Schriften und in zahlreichen Vorträgen hat Rudolf Steiner die Methoden aufgezeigt, durch deren Befolgung ein bewegliches Denken und endlich ein schauendes Bewußtsein entwickelt werden kann. So ist eine farbige Tafelzeichnung zu sehen, an der er in einem öffentlichen Vortrag demonstrierte, wie der Mensch lernen kann, seine Denkkräfte derart in Bewegung zu setzen, daß er zu deren inneren Anschauung gelangt.* Auf diese Weise, heißt es hierzu, vermag er «seinen zweiten Menschen, seinen Äther- oder Bildekräftemenschen zu erleben, der eigentlich ganz aus Gedanken gewoben ist».

Nicht weniger als 22 Bände umfaßt die *Reihe der öffentlichen Vorträge*, die in ihrer Gesamtheit als Kompendium der anthroposophischen Geisteswissenschaft angesprochen werden darf. So bildet sie ein Gegenstück zu den Schriften, in denen die Bedingungen für die Ausbildung geistiger Erkenntnisorgane dargelegt werden. 1904 erschien das Buch «Theosophie. Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung», worin das Denken den Ausgangspunkt bildet, und im gleichen Jahr begann die anschließend als Buch herausgegebene Aufsatzreihe «Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?». Erstmals wird in diesen Schriften der Schulungsweg jedermann zugänglich gemacht: Von der Grundbedingung der Devotion an wird der Pfad der höheren Erkenntnis über alle Stufen der Einweihung geschildert.

An den Höhepunkt der öffentlichen Vortragstätigkeit erinnert ein Schreiben der Berliner Konzert-Direktion Wolff und Sachs vom 11. Juli 1921, in dem Rudolf Steiner eingeladen wird, einen Vortrag in der Philharmonie zu halten. Der Unterzeichner, Jules Sachs, erwähnt, daß Haeckel am gleichen Platz 1905 über den Entwicklungsgedanken gesprochen habe. Gezeigt wird ebenfalls ein Telegramm, das Sachs an Rudolf Steiner nach dem Münchener Attentat am 15. Mai 1922 sandte. Er gibt darin seiner Entrüstung über «das feige Attentat des Münchener Studentenpöbels» und das Ausbleiben des von ihm, Sachs, erbetenen polizeilichen Schutzes Ausdruck, zugleich seiner Freude darüber, daß Rudolf Steiner unversehrt blieb. Der Anschlag, der in der Folge eine weitere Vortragstätigkeit Steiners in Deutschland unmöglich machte, war ein Vorspiel der Geschehnisse, die 1933 zur sogenannten «Machtergreifung» und zur offenen Barbarei führen sollten.

An zentraler Stelle, zwischen den Belegen der öffentlichen Wirksamkeit Rudolf Steiners und derjenigen innerhalb der anthroposophischen Bewegung, fällt ein

* «Das Anschauungserlebnis der Denktätigkeit und der Sprachtätigkeit» in «Was wollte das Goetheanum und was soll die Anthroposophie?», Bibl.-Nr. 84, Gesamtausgabe 1961, S. 91 ff.

Gemälde von Otto Fröhlich in die Augen, das Rudolf Steiner im Jahre 1892, also in der Zeit seiner Arbeit im Goethe-Schiller-Archiv, darstellt. Über seine freundschaftliche Beziehung zu dem acht Jahre jüngeren Maler und über dessen Künstlertum und Lebensproblematik berichtet Rudolf Steiner ausführlich in seiner Autobiographie «Mein Lebensgang», Kap. XIX. Im Archiv der Nachlaßverwaltung befindet sich ein Brief des Künstlers aus dem Frühjahr 1893, in dem dieser Rudolf Steiner davon in Kenntnis setzt, daß das Gemälde vom Österreichischen Kunstverein in Wien ausgestellt wurde, nachdem es die rückschrittlich eingestellte Künstlergesellschaft nicht zu ihrer Jahresausstellung zulassen wollte. Das Gemälde stammt aus dem Nachlaß von C. S. Picht.

Die anschließende Abteilung gewährt einen Überblick über die *Entwicklung der Anthroposophischen Gesellschaft*, an deren Aufbau von Beginn an Marie von Sivers das Verdienst zufällt. Von C. S. Picht, einem der ersten Kenner des Lebenswerkes Rudolf Steiners, rührt eine Tafel über die *Territorien des Vortragswerkes* her.* Die Anregung zu dieser Arbeit erhielt er durch eine auf einen anderen Zusammenhang bezogene Angabe Steiners über gewisse Gesetzmäßigkeiten der ätherischen Geographie. Auf Pichts Tafel ergeben sich durch Verbindungslinien zwischen den äußerst gelegenen Vortragsorten, je nach den Zentralpunkten Weimar und später Berlin, Fünfecke, deren Ecken wiederum zu neuen geometrischen Figuren verbunden werden können. Ein im Entstehen begriffenes drittes Territorium, dessen Mittelpunkt Dornach gebildet hätte, kam infolge des jähen Todes Rudolf Steiners nicht mehr zustande.

Das erste Verständnis für seine Geist-Erkenntnisse hatte Rudolf Steiner bei Angehörigen der theosophischen Bewegung gefunden, «heimatlosen Seelen», wie er sie gelegentlich bezeichnete, und so spielte sich seine Lehrtätigkeit vom Jahrhundertbeginn bis zum Jahre 1913 im Rahmen der Theosophischen Gesellschaft ab, bis sich auch nach außen hin eine Trennung nicht mehr vermeiden ließ. Es werden drei Phasen der anthroposophischen Bewegung aufgezeigt, die sich nicht ganz streng voneinander abgrenzen lassen, aber jeweils im Zeichen bestimmter hervorstechender Ereignisse stehen. Mit den nachträglich zu Büchern umgearbeiteten Vortragszyklen «Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens» und «Das Christentum als mystische Tatsache und die Mysterien des Altertums» wird die erste Phase der anthroposophischen Bewegung eingeleitet, die sich bis 1907/08 datieren läßt. Eine Fülle von Geschehnissen drängt sich in der zweiten Phase zusammen. Einmal sind es die Evangelien-Vorträge wie überhaupt die Mitteilungen über die den religiösen Überlieferungen ursprünglich zugrunde liegenden spirituellen Wahrheiten, das Erscheinen der «Geheimwissenschaft» und des anthroposophischen Seelenkalenders mit den Wochensprüchen, zum anderen die Entfaltung des künstlerischen Impulses, der, beginnend mit dem Münchener Kongreß von 1907, immer stärker in den Mittelpunkt tritt.

In den Jahren 1910–13 entstanden die vier Mysteriendramen, die unter Rudolf Steiners eigener Regie in München in gemieteten Theatern aufgeführt wurden. Die Notwendigkeit, für diese Aufführungen eine eigene Stätte zu schaffen, bildete den

* **Erstmals veröffentlicht in dem Rudolf Steiner-Gedenkhft der Zeitschrift «Anthroposophie», Stuttgart, vom 30. März 1935.**

Anlaß zur Errichtung des in Holz als Doppelkuppelbau gestalteten ersten Goetheanum in Dornach. In dieser dritten Phase der anthroposophischen Bewegung erschienen von Steiners Schriften «Die Rätsel der Philosophie in ihrer Geschichte als Umriss dargestellt», «Vom Menschenrätsel», «Von Seelenrätseln» und nach 24 Jahren die erste Neuauflage der «Philosophie der Freiheit». In der Silvesternacht 1922/23 fiel das erste Goetheanum, in dem Rudolf Steiners künstlerisches Lebenswerk seine Krönung gefunden hatte, einer Brandstiftung zum Opfer. Für den jetzigen Betonbau konnte Rudolf Steiner nur noch das Außenmodell schaffen.

Vor den am Goetheanumbau beschäftigten Arbeitern hat Rudolf Steiner mannigfache Lebensfragen behandelt. Der Inhalt dieser Vorträge ergab sich aus Fragen der Hörerschaft. Besondere Verbreitung fand ein in diesem Rahmen durchgeführter Bienenkurs, aus dem eine Tafelskizze gezeigt wird.

Über die Anregungen, die Rudolf Steiner für eine Erneuerung der verschiedensten Zivilisationsbereiche gegeben hat, berichten Dokumente in Text- und Bildform. Von der umfassendsten Bedeutung war seine Idee der *Dreigliederung des sozialen Organismus*. Das Kulturleben, einschließlich der Schulen und Universitäten, sollte von jeder staatlichen Bevormundung befreit werden, die Wirtschaft sollte durch Assoziierung aller Beteiligten, also auch der Konsumenten, auf sich selbst gestellt und der Staat, wie es seinem eigentlichen Wesen entspricht, auf die Wahrung der Rechtsangelegenheiten verwiesen werden. Mit Sicherheit hätte die Weltgeschichte bei einer Verwirklichung der Dreigliederung einen anderen Verlauf genommen. Doch die Einsicht aus dem Unglück, an die Rudolf Steiner in seinem «Aufruf an das deutsche Volk und die Kulturwelt» appellierte, wollte nicht reifen, und die Ewiggestrigen blieben am Ruder, das sie dann nach einer Katastrophe ohnegleichen nochmals ergreifen konnten. Für wie lange?

Wiedererstanden sind nach den Jahren des Chaos die Schulen, in denen auf der Grundlage der *Menschenkunde und Erziehungskunst* Rudolf Steiners gearbeitet wird. Es ist durchaus sinnvoll, wenn in dieser Abteilung eine Aufnahme Steiners als Lehrer an der von Wilhelm Liebknecht gegründeten Arbeiter-Bildungsschule aus dem Jahre 1901 gezeigt wird, denn dort wie schon früher in seiner Tätigkeit als Hauslehrer in Wien bewährte sich seine Erkenntnis des Menschenwesens in der Lebenspraxis. Der 1919 in Stuttgart gegründeten ersten Freien Waldorfschule galt ungeachtet seiner sonstigen, man darf sagen, übermenschlichen Inanspruchnahme seine stete Fürsorge. Ergreifend ist ein Brief, den er vom Krankenlager aus, vierzehn Tage vor seinem Tode, an seine «lieben Schüler und Schülerinnen» richtete, um ihnen «viele herzliche und gute Gedanken» zu senden und für ihre ihm übersandten Arbeiten zu danken.

Aus seinem Menschenbild ist auch die anthroposophische *Heilpädagogik* abgeleitet. Zwei farbige Tafelskizzen stammen aus dem Heilpädagogischen Kurs vom Sommer 1924. Daneben findet man ein typisches Bild aus der Arbeit mit Seelenpflege-bedürftigen Kindern, eine von Rudolf Steiner herrührende Bezeichnung, und Proben aus dem Malunterricht, in dem in den behinderten Kindern der Drang zum bildhaften Gestalten geweckt wird, wie er bei gesunden Kindern von vornherein veranlagt ist. Die ganze heilpädagogische Therapeutik geht darauf aus, diesen Kindern zu helfen, ihre Phantasie und ihren Willen zu entwickeln.

Auch die *Medizin* und die *Naturwissenschaften* verdanken dem Geistesforscher Erkenntnisse von größter Tragweite. Hierauf weisen u. a. Aufzeichnungen zum ersten Naturwissenschaftlichen Kurs 1919/20 und schriftliche Fragenbeantwortungen, Tafelzeichnungen aus dem Kurs für Jungmediziner vom Januar 1924 und aus dem im Juni des gleichen Jahres gehaltenen Landwirtschaftlichen Kurs in Koberwitz. Der Koberwitzer Kurs führte zur Begründung der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise. Die nach ihren Methoden bewirtschafteten Güter und Höfe werden zu Organismen, in denen der Boden, Pflanzen und Tiere eine lebendige Ganzheit bilden; zur Schädlingsbekämpfung bedarf es keiner Giftmittel. Aus naheliegenden Gründen wird diese Wirtschaftsweise von der chemischen Industrie, aber auch beispielsweise von der Ministerialbürokratie in Baden-Württemberg bekämpft.

Schon nach alledem, was Rudolf Steiner den verschiedensten Lebensbereichen an zukunftsweisenden Anregungen, wissenschaftlichen Aufschlüssen und praktischen Richtlinien vermittelt hat, geht hervor, wie umfassend und wie fern jeder Einseitigkeit der von ihm dargelebte anthroposophische Impuls ist. Vollends erweist sich dessen Totalität im Künstlerischen. Wie seine Geisteswissenschaft und der von ihm aufgewiesene Erkenntnisweg, so steht auch der von ihm geschaffene künstlerische Stil ganz im Zeichen eines lebendigen Werdens. In seiner *Architektur* wollte er «das geometrisch-mathematisch Stilvolle älterer Formen in ein Räumlich-Musikalisches übergehen» lassen.* Auch im architektonischen Gestalten wird die Metamorphosenidee über Goethe hinaus entwickelt, das Erkenntnismäßige wird in das künstlerische Erleben heraufgehoben. Von *Skulpturen* sieht man den Kopf des Menschheitsrepräsentanten, eine 1915 geschaffene Studie für das erste größere Gesamtmodell, sowie den Kopf des Luzifer, einen Abguß vom Originalmodell der im zweiten Goetheanum aufgestellten Holzplastik, die Christus als den Menschheitsrepräsentanten zwischen Luzifer und Ahriman darstellt. Der Kopf des Luzifer wird auch in einer Teilaufnahme aus der *Malerei der kleinen Kuppel* des ersten Goetheanum gezeigt. Die Wege zu einer *neuen Farbenlehre* veranschaulicht eine 1923 entstandene Pastellskizze des dreigliedrigen Menschen.

Das Element der Bewegung, in der das Erleben im ständigen Fluß ist und eine Nuance in die andere übergeht, beherrscht auch die von Rudolf Steiner und Marie Steiner-von Sivers geschaffene *Sprachgestaltung, dramatische Kunst und Eurythmie*. Auch das Erleben der Sprache im Raum ist vom Formwillen getragen. Die Laute werden nach einem Wort Marie Steiners wieder zu Schöpferkräften, die den Menschen mit seinem Ursprung verbinden.** In der Eurythmie werden die inneren Gebärden der Laute durch Gebärden, Bewegung und Haltung des Körpers sichtbar gemacht. Plastisch festgehalten werden eurythmische Gebärden in den auf Anregung der Bildhauerin Edith Maryon entstandenen Eurythmiefiguren, die nach Entwürfen Rudolf Steiners geschaffen wurden. Im Faksimile ist die Niederschrift Rudolf Steiners mit dem Titel «Eurythmie – Die Offenbarung der sprechenden

* Siehe Vortrag vom 28. Dezember 1921 in «Stilformen des Organisch-Lebendigen», Dornach 1933, in der Gesamtausgabe vorgesehen für Bibl.-Nr. 289.

** Siehe Rudolf Steiner/Marie Steiner-von Sivers: «Sprachgestaltung und Dramatische Kunst», Bibl.-Nr. 282, Gesamtausgabe 1969, S. 386.

Seele» anlässlich einer Eurythmie-Aufführung am 24. August 1921 zu sehen, ferner seine Aufzeichnung der Eurythmieform für Goethes Gedicht «Die Metamorphose der Pflanzen». Bei den Besuchern der diesjährigen Aufführung der vier Mysteriendramen mußten die ebenfalls ausgestellten Entwürfe zu den Dramen besonderes Interesse finden. Zeigen sie doch, wie Rudolf Steiner um die dichterische Form gerungen hat, die erst in der kurzen, der Vorbereitung der Aufführung dienenden Zeit ihre endgültige Fassung erhielt. Bleistiftskizzen für die Bühnenausstattung und Kostümskizzen zeugen von der Sorgfalt, die er auch den Details widmete. Unter der persönlichen Leitung Rudolf Steiners schuf Bertha Meyer-Jacobs die in Metall gearbeiteten *sieben Planetensiegel* und die *vier Siegel zu den Mysteriendramen*, die der Ausstellung aus dem Nachlaß von Rudolf Steiner und Marie Steiner zur Verfügung gestellt wurden. Der Inhalt des Dramas wird durch das zu ihm gehörende Siegel jeweils in *einem* Bild zusammengefaßt, mit dem sich die Seele durchdringen kann.* Auch hier, in der Umwandlung der Zeichnung zum Relief, gewinnt die Form im Verein mit dem Farbenspiel der Metalle und Edelsteine eigenes Leben. So konnte aus den stilbildenden Impulsen Rudolf Steiners auch eine neue Kleinodienkunst entstehen.

Die Ausstellung entstand 1975 in Zusammenarbeit mit Kölner Freunden, welche sie in den Mittelpunkt einer Reihe öffentlicher Vorträge anlässlich des fünfzigsten Todesjahres von Rudolf Steiner stellten.

Durch die Ausführung in Form einer Wanderausstellung war es möglich, sie schon an verschiedenen Orten in der Öffentlichkeit vorzustellen, so in Köln, Stuttgart, Dortmund, Hannover, Schwäb. Gmünd und Berlin, jeweils im Zusammenhang mit Vortragsveranstaltungen oder Tagungen. Im Anschluß an Dornach wird sie im Oktober dieses Jahres im Rahmen des «Öffentlichen Goetheanum-Kongresses» im Hamburger Congress Centrum zu sehen sein. – Von Institutionen oder Persönlichkeiten, welche daran interessiert sind, diese Ausstellung an ihrem Ort der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, kann eine beschreibende Dokumentation beim Rudolf Steiner Verlag angefordert werden.

Wolfram Groddeck

* Siehe Bertha Meyer-Jacobs: «Kleinodienkunst nach Hinweisen und Entwürfen von Rudolf Steiner», Dornach 1929.

Ausstellung in Zagreb

Bericht über eine Ausstellung des künstlerischen und literarischen Werkes von Rudolf Steiner und anderen Autoren

An der Universität Zagreb konnte in den Ausstellungsräumen der ISIP (Internationale Ständige Ausstellung von Publikationen) vom 10. bis 15. Mai 1976 in einer Sonderausstellung das künstlerische und literarische Werk Rudolf Steiners sowie eine bedeutende Anzahl von Werken seiner Schüler in der Öffentlichkeit gezeigt werden. Die Ausstellung war ursprünglich zu Rudolf Steiners fünfzigstem Todesjahr, 1975, vorgesehen, mußte aber aus Termingründen auf dieses Jahr verschoben werden. Für ihr Zustandekommen war nicht zuletzt die Tatsache ausschlaggebend, daß der Geburtsort Rudolf Steiners, Kraljevec, im heutigen Jugoslawien gelegen ist.

Schon einmal, im Dezember 1973, hatte die ISIP in ihren Räumen eine Ausstellung der bis dahin erschienenen Bände der Rudolf Steiner Gesamtausgabe nebst Übersetzungen in andere Sprachen und weiteren Ausgaben eingerichtet.* Das Interesse und die Besucherzahlen waren so, daß schon damals eine weitere Ausstellung in Aussicht genommen wurde, bei welcher der Akzent auf das künstlerische Werk gelegt werden sollte, und die nun zustandekam. So konnten dieses Mal in dem großen Ausstellungsraum neben dem Technischen Museum fast alle Reproduktionen des malerischen Werkes von Rudolf Steiner gezeigt werden: die großformatigen Aquarell- und Pastellskizzen und Bilder *Urpflanze*, *Elementarwesen*, *Lichtesweben*, *Dreigliederiger Mensch*, *Druidenstein*, *Urmensch*, *Johanni-Imagination*, *Ostern*; die sieben Pastellskizzen (sog. *Friedwartskizzen*): *Sonnenauf- und -untergang*, *Bäume in sonniger Luft und im Sturm*, *Kopfstudie*, *Besonnter Baum am Wasserfall*, *Madonna*; ferner *Blätter aus den Mappen*: *Schulungsskizzen für Maler (Naturstimmungen)*, *Entwürfe zur Kuppelmalerei des ersten Goetheanum*, und die *Goetheanum-Fenstermotive nach Stichen von A. Turgenieff*. Von zwei weiteren Skizzen: *Griechenland* und *Der Mensch im Geiste*, wurden Original-Nachschaffungen von E. Oling zur Verfügung gestellt. Der Gesamteindruck wurde vervollständigt durch Photographien von Rudolf Steiner und Marie Steiner-von Sivers, des ersten und zweiten Goetheanum sowie Aufnahmen der Innenarchitektur, der Säulen, der Holzplastik, der Kabiren etc. Großes Interesse fanden auch die aufgestellten sechs Eurythmiefiguren.

Unter den Reproduktionen waren auf großen Ausstellungsregalen die Werke Rudolf Steiners aus der Gesamtausgabe und in Taschenbuchausgaben ausgestellt, gegliedert nach Sachgebieten. Die Verlage *Freies Geistesleben*, *Mellinger*, *Philosophisch-Anthroposophischer Verlag*, *Urachhaus* und *Zbinden* waren mit einer bedeutenden Zahl von Werken ihrer Autoren vertreten, so u. a. mit Schriften von *Belyj*, *Benesch*, *Blattmann*, *Bubner*, *Hemleben*, *Husemann*, *König*, *Lauenstein*, *Schwenk*. Sehr beachtet wurden auch die *Bildbände* von *Fant*, *Carlgren*, *Kutzli*,

* Vgl. den Bericht in Nr. 45 der «Beiträge», Ostern 1974.

Schütze und Uehli, die Schriften von Hiebel, Lauer und vielen anderen Autoren. Jahrgänge und Einzelnummern der Zeitschriften: Christengemeinschaft, Die Drei, Goetheanum und Menschenschule ergänzten die Buchausstellung. Die zur Verfügung stehenden Kataloge, Verzeichnisse und Prospekte waren schon nach den ersten Tagen aufgebraucht. Zusätzlich hatte die ISIP selbst ein Verzeichnis aller ausgestellten Werke hergestellt, welches kostenlos an die Besucher abgegeben wurde.

Durch die ISIP wurden vorgängig Einladungen an alle einschlägigen kulturellen und wissenschaftlichen Institutionen, an wichtige Persönlichkeiten und an die Konsulate der Schweiz, Deutschlands und Österreichs gesandt, in welchen sie auf die ausgestellten Werke aus den verschiedenen Sachgebieten hinwies und besonders die «außergewöhnliche Gelegenheit zur Betrachtung von Reproduktionen nach den Original-Kunstwerken Rudolf Steiners» hervorhob. Auch war die Ausstellung in den Tageszeitungen angezeigt. Bei der Eröffnung wurde in der Landessprache eine sachkundige Einführung gegeben, in welcher vor allem auf den künstlerischen Impuls Rudolf Steiners in Malerei, Plastik und Architektur und auf sein Verhältnis zu Goethe (im Hinblick auf den Namen Goetheanum) hingewiesen wurde. Während der gesamten Ausstellungsdauer stand eine Mitarbeiterin für Informationen und weitere Erläuterungen zur Verfügung der interessierten Besucher. Am letzten Ausstellungstag hielt eine Ärztin einen Vortrag über die Wirkung der Kunst auf den Menschen, und ein akademischer Maler des Landes sprach über die Entwicklung der Malkunst bis hin zu Rudolf Steiner. Da die Besucherzahl von Tag zu Tag anstieg, verlängerte die ISIP die Ausstellung um weitere zwei Tage.

Alle ausgestellten Bücher werden zunächst in die «ständige Ausstellung» eingegliedert, in der sie 2 bis 3 Jahre für die Besucher zugänglich bleiben. Darüberhinaus kann auch später jedes dort befindliche Buch nach dem Katalog aus der Bibliothek angefordert und eingesehen werden, was vor allem für diejenigen von Bedeutung ist, welche die Bücher als Studienmaterial benötigen. Sie sind allen, die zum Zustandekommen der Ausstellung beigetragen haben und die Bücher zur Verfügung stellten, dafür außerordentlich dankbar.

N. Vengust / B. Marzahn

**BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH**

Heft Nr. 55 Michaeli 1976

Zum Inhalt des Heftes 1

Rudolf Steiner:

Goethes Recht in der Naturwissenschaft. Eine bisher unveröffentlichte
Fassung des Aufsatzes von 1884 (Nb 220) 2

Der Pfad der Erkenntnis. Ein Entwurf zum V. Kapitel der ersten Auflage
der «Theosophie» (NZ 207) 10

Vorrede zur englischen Ausgabe der «Theosophie» 13

Briefe an Rudolf Steiner (IV). Weitere Beiträge zu «Mein Lebensgang»:

Josef Köck. Zusammengestellt und eingeleitet von *Robert Friedenthal* . . 15

Helmut von Wartburg: Zum Problem der mechanisierten Musik 23

Wolfram Groddeck: Das Lebenswerk Rudolf Steiners. Öffentliche Ausstellung
in der Rudolf Steiner-Halde, Dornach 33

N. Vengust / B. Marzahn: Ausstellung in Zagreb. Bericht über eine Ausstellung
des künstlerischen und literarischen Werkes von Rudolf Steiner und an-
deren Autoren 39

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht ver-
kleinert reproduziert.

Herausgeber: Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung, CH 4143 Dornach, Rudolf Steiner-Halde. –
Redaktion: Wolfram Groddeck. – *Administration*: Rudolf Steiner Verlag, CH 4143 Dornach,
Haus Duldeck. Postcheckkonto Basel 40-13768. Für Deutschland: Karlsruhe 70196-757. *Druck und
Versand*: Zbinden Druck und Verlag AG, CH 4006 Basel 6, St. Albanvorstadt 16. – Preis des
Einzelheftes (ab Heft 49/50) Fr./DM 5.50, des Doppelheftes Fr./DM 11.–, jeweils zuzüglich Porto.
Im Abonnement für jeweils 4 Hefte Fr./DM 20.– zuzüglich Porto.